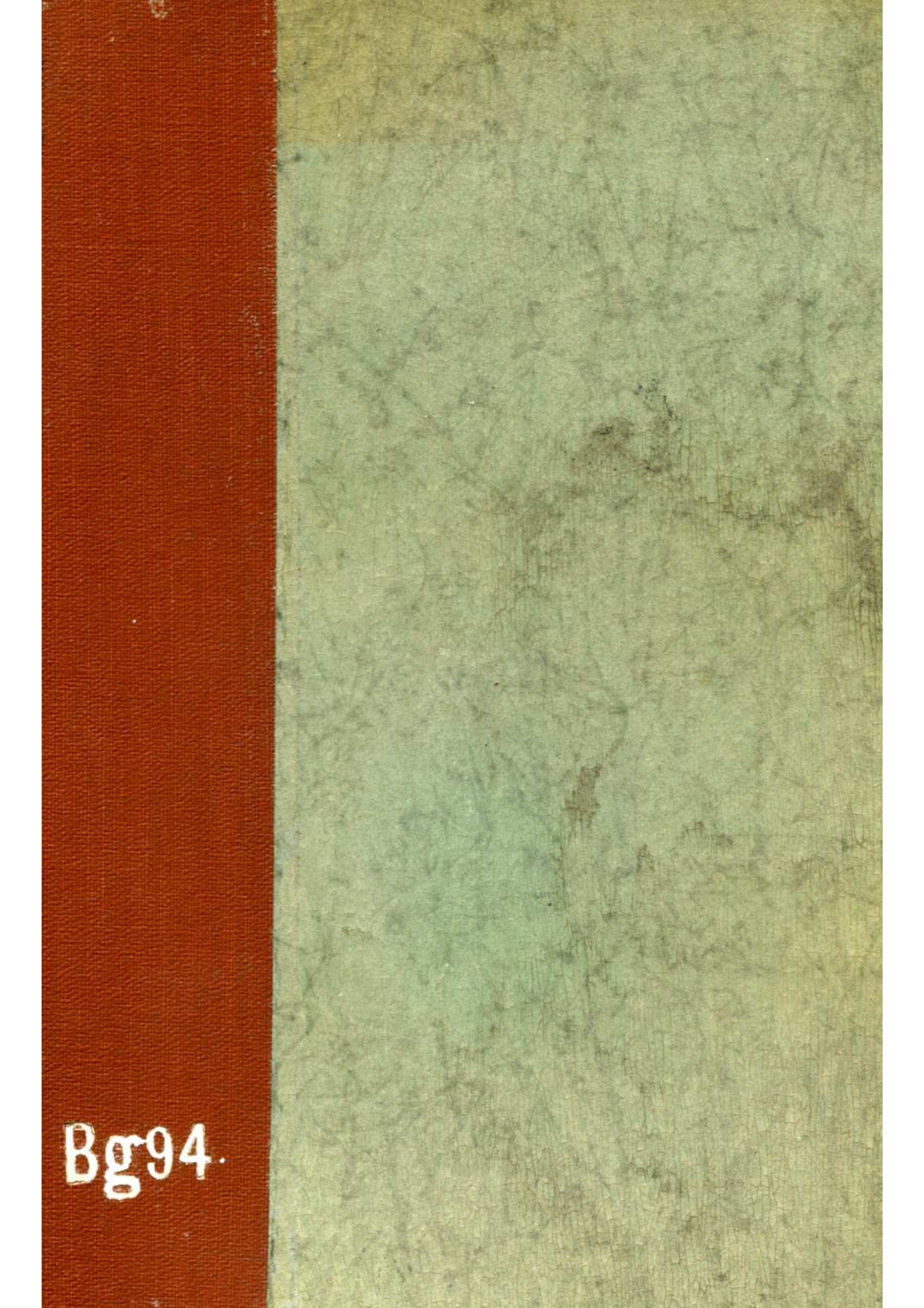




Prof. Hans F. K. Günther

Bild: Bernh. Günther, Goslar



Nationalsozialistische Wissenschaft
Schriftenreihe der N. S. Monatshefte

Heft 3

Hans F. K. Günther der Vorkämpfer für den nordischen Gedanken

von

Lothar Stengel-von Rutkowski



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

Printed in Germany

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München

Hans F. K. Günther,
der Vorkämpfer für den nordischen Gedanken

I. Rassisches Denken als Grundlage nationalsozialistischer Wissenschaft

„Die Wissenschaft vom Nordischen Menschen soll das Grundlegende sein, worauf die Erziehung der künftigen Geschlechter zu ruhen komme."

(Günther, „Ritter, Tod und Teufel", 1. Auflage 1920, S. 134.)

Als im Jahre 1930 in Thüringen, der Vorhut der nationalsozialistischen Bewegung, der erste nationalsozialistische Minister, Pg. Frick, die Regierung übernahm, wurde auch die erste Bresche in die Wissenschaft des vergehenden Systems geschlagen. Diese Bresche war die Ernennung Hans F. K. Günthers zum ordentlichen Professor der Universität Jena gegen Protest von Rektor und Senat.

Aber dieser Vorgang bedeutete nicht nur eine Bresche in die papierenen Mauern der Universität der Republik von Weimar, d. h. einer Universität, die ohne wesentliche Hemmungen der Republik nach 1918 ebenso gut oder schlecht gedient hat wie dem Kaiserreich seit 1871. Nein, eine Lehrstuhlbesetzung mit diesem Mann in der kleinen mitteldeutschen Universität Jena war der erste empfindliche und in ganz Deutschland von Freund und Feind registrierte Stoß gegen die gehegten Traditionen und weltanschaulichen Fundamente einer nach jahrhundertelanger unumschränkter Herrschaft morsch gewordenen und Morschheit verbreitenden Wissenschaft, des Zeitalters der Umweltlehre, der Rassenlosigkeit und einer vernünftelnden (intellektualistischen) Spekulation und Verstiegenheit. Es war symbolisch, daß sich dieses Ereignis an der Hochschule abspielte, in der nach den Befreiungskriegen die Burschenschaft gegen das Erstarren des deutschen Lebens unter einer verknöcherten Reaktion rebellierte, es war nicht minder symbolisch, daß Günther in die Fakultät einzog, in der einst ein Ernst Haeckel seinen tapferen Kampf um ein organisches Weltbild als Wegbereiter einer modernen Lebenskunde (Biologie) gekämpft hatte. Und es war kennzeichnend, daß, wie die Vertreter der Weimarer Republik durch den Nationalsozialismus zuerst in Weimar aus dem Sattel gehoben wurden, dieser selbe Nationalsozialismus auch sofort eine die Wissenschaft klerikaler, liberaler, marxistischer und reaktionärer Richtung in gleicher Weise vernich-

tende Waffe auf dem Gebiet der Wissenschaft erkannte und furchtlos anwandte: den Begriff und die Tatsache einer Wissenschaft von der Rasse, die es in dieser Form bisher nicht gab.

Der Sozialismus des Blutes und die Folgerichtigkeit des Satzes „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ bis in die Grundlagen des menschlichen Seins, bis in die Gesetzmäßigkeiten von Auslese und Fortpflanzung hinein, ist es, was den Nationalsozialismus vom Sozialismus des Profits und der Verantwortungslosigkeit, dem Marxismus, unterscheidet.

Und das Einbeziehen der weltbewegenden Erkenntnis von der erblichen Ungleichheit der Menschen in Rechtsaufbau und Philosophie, Wirtschaftslehre und Kunstbetrachtung, Heilkunde, Erziehungswissenschaft und Geschichtslehre, kurz in jedes Gebiet der Wissenschaft an einer Universität, ist die einzige und unangreifbare Grundlage, von der allein sich eine neue, wuchshafte nationalsozialistische Hochschule aufbauen kann. Das Erkennen und innerliche Erfassen der Rassenfrage, oder der Versuch, sie zu umgehen oder zu bagatellisieren, ist der kritische Punkt, an dem sich die Geister scheiden zwischen einer versinkenden, der Umwelt und ihrem Augenblickswert oder irgendeiner Spekulation und ihren diesseitigen oder jenseitigen Internationalen verhafteten Betrachtungs- und Lehrweise auf der einen, und einer heraufziehenden, das Leben und die Leistungskraft eines wenn möglich ewigen Volkes als höchsten Wertmesser empfindenden Forschungs- und Geschichtsepoche auf der anderen Seite. Alle anderen Auseinandersetzungen um eine neue Hochschule, wie z. B. die um Wissenschaft und Charakter, liegen am Rande und bergen keine grundsätzliche Entscheidung. Auch eine nationalsozialistische Wissenschaft braucht Beherrschung des Faches, und auch die Hochschule von gestern hat Charaktere gezeigt. Die Rassenfrage aber führt zum Brennpunkt aller weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Zeit, während sie für die vergangene Wissenschaft nicht bestand oder als „unsachlich“ verpönt war. In der Rassenfrage geht es nicht um Sachen, sondern um den Menschen als den, der jede Sache auf Grund seiner Erbanlagen zu werten und zu gestalten hat. Sie zeigt, daß Männer, deren von Vorfahren ererbte Rasse sie zu ihrem Tun und Denken befähigt, Politik und damit die Geschichte von morgen machen und nicht irgendwelche „Zeiten“, „Umwelten“ und „Erziehungsmethoden“.

Für die vergangene Wissenschaft war aber Erziehung und Umwelt alles. Verbrecher und Genies wurden für sie nicht geboren, sondern „durch die Umwelt gebildet“. Die ewige Seligkeit sowohl als das Glück der Welt waren durch Methoden der Belehrung und Erziehung zu erwerben und niemals durch ererbte Qualitäten. „Wohl gemerkt: man wollte nicht etwa die Menschheit veredeln durch Mehrung der Erbanlagen zu besserer Bildbarkeit und tieferer Urteilsfähigkeit, sondern durch Mehrung der Bildungseinrichtungen und des übertragbaren Wissensstoffes. Man wurde dementsprechend gar nicht besorgt, als im 19. Jahrhundert nun die durch ererbte Bildbarkeit aufgestiegenen Familien gerade die kinderarmen Familien wurden, sondern man gab schließlich für unterdurchschnittlich Begabte viel mehr staatliche Mittel aus als für überdurchschnittlich Begabte — in der Meinung, daß Bildungsaus-

breitung und Bildungseinlöffelung zur Veredelung der Menschheit beitrügen*."

Der vom Nationalsozialismus heraufgeführte Rassengedanke warf das alles über den Haufen. Er war aus den Räumen, in denen er von arischen Denkern nach jahrhundertelanger Vergessenheit wieder entdeckt worden war und zu wachsen begonnen hatte, aus anthropologischem Institut und Laboratorium hinausgewachsen und pochte als treibende Kraft eines neuen Denkens an die Tore einer ihn hassenden und bekämpfenden, ihn nicht wahr haben wollenden oder nicht begreifen könnenden Welt. Man hatte in mittelalterlich-liberaler Lebensfurcht und Verblendung auf der Hochschule bisher Natur und Geist peinlichst voneinander geschieden und beides für sich betrachtet. Der Rassengedanke lehrt demgegenüber die natürliche, lebensgesetzliche und sinnvolle Einheit von Geist, Leib und Seele und droht so die ehrwürdige Abgegrenztheit der Fakultäten der alten Universität ebenso niederzulegen, wie der Nationalsozialismus die im Lichte der alten Staatsauffassung unüberbrückbaren Gegensätze „Nation und Sozialismus" zu natürlicher Einheit zusammengeschweißt und damit die alten politischen Parteien beseitigt hatte. Man hatte unter dem Schlagwort der „objektiven Wissenschaft" nach Ausschaltung der völkischen, blutsgebundenen Persönlichkeit die Sache „an sich" auf den Thron erhoben und vergessen, daß man sich damit zum Sklaven internationaler Lehrgegenstände und subjektiver Quellen machte. Nun wies der Rassengedanke unbarmherzig auf den Irrtum hin, der in der Meinung lag, man könne an einer für alle Völker und Rassen gleich verbindlichen und einsehbaren Wahrheit arbeiten. Er proklamierte zum Entsetzen für alle Weltbürger, Pazifisten und Jenseitsdogmatiker, daß Wertmaßstäbe und Einsichtsvermögen erblich verschieden sind und für ein Volk allein das wahr ist, was seiner rassischen und leistungsmäßigen Vervollkommnung, d. h. der Ewigkeit seines Blutes und Geistes dient, unwahr hingegen, was dieses Hochziel beeinträchtigt oder seine Erreichung erschwert oder unmöglich macht. Er zeigte, daß es auf irgendwelche wertfreien und damit wertlosen Wahrheiten, d. h. Selbstverständlichkeiten in der Wissenschaft, niemals ankommt, weil sie der gesunde und seiner fünf Sinne mächtige arische Mensch von selbst begreift und erkennt, daß aber eine lebensferne und entartete oder artfremde Wissenschaft unserem Volk das Bewußtsein für das Natürlichste und Selbstverständlichste durch Spekulation und Allerweltswissen vernebelte, bis es zu einer Selbstbesinnung beinahe unfähig geworden wäre.

Da hob die junge nationalsozialistische Bewegung einen Mann, der in den Augen der Universität seinem Berufe nach „Außenseiter" und auf seinem Forschungsgebiet „Autodidakt", d. h. aus eigener Kraft Gewachsener und Gelehrter war, auf den Schild und setzte ihn kraft biologischen Rechts und gegen alle papierene Satzung auf das Katheder einer Hochschule, mitten hinein zwischen die Männer eines feindlichen Geistes und Willens. Er sollte gegenüber dem alten, als verhängnisvoll und trügerisch erwiesenen mittelalterlich-libera-

---

* Günther, „Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese". München 1933. S. 13.

listischen Wertmaßstab den Wissensstoff mit einem neuen lebensgesetzlich-rassischen oder biologisch-nordischen Wertmaßstab scheiden in des Forschens und Lernens Wertes und für ein kämpfendes und lebendiges Volk Belangloses und seinen Weg Verwirrendes. Der Protest von Rektor und Senat aus dem Jahre 1930 gegen den ihnen auf diese Weise „aufgezwungenen" „Schriftsteller" Günther ist Papier geblieben. Die „Wissenschaftler", die ihn verfaßten, hat zum Teil die dem ersten Vorstoß nachfolgende nationalsozialistische Revolution hinweggescheucht, zum Teil aber führen sie hinter den Mauerresten der mittelalterlichen und liberalen Gedankengebäude den alten Kampf weiter, wenn auch vorsichtiger und getarnter als damals, als sie schrieben:

„Die Universität protestiert gegen die Berufung Dr. Günthers."

„Wie der Rektor der Universität Jena mitteilt, haben Rektor und Senat der Thüringischen Landesuniversität gegen die Berufung des Schriftstellers und Rasseforschers Dr. Hans Günther zum ordentlichen Professor der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät einstimmig Protest eingelegt, da das in der Universitätssatzung verbriefte alte Recht der Universität, bei den Berufungen auf die Lehrstühle durch ihre Vorschläge sachkundig mitzuwirken, in vorliegendem Falle durchbrochen worden ist:

Der Herr Volksbildungsminister und ihm nahestehende Persönlichkeiten haben den Schriftsteller Dr. Hans Günther der philosophischen Fakultät und einem Mitglied derselben, ferner der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät bald als Professor für Philosophie, bald als Professor für Vorgeschichte, bald als Professor für Eugenik, bald als Professor für Rassenkunde präsentiert. Auch eine Professur für Anthropologie sollte für ihn in Betracht kommen. Da Herr Dr. Günther aus mangelnder fachlicher Eignung als Vertreter der Philosophie oder der Vorgeschichte nicht ernstlich in Erwägung gezogen werden konnte, hat auf Ersuchen des Herrn Volksbildungsministers die für jene anderen Fächer zuständige mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät sich eingehend mit der Persönlichkeit und den Schriften Dr. Günthers befaßt. Eingezogene Erkundigungen ergaben, daß er eine menschlich schätzenswerte Persönlichkeit ist, die weit überwiegende Mehrzahl der Fakultätsmitglieder aber konnte sich nicht davon überzeugen, daß Herr Dr. Günther, der ja von Haus aus Philologe ist, über die wissenschaftliche Schulung verfügt, die man bei einem Universitätslehrer der Anthropologie oder der Rassenkunde oder der Rassenhygiene (Eugenik) als Voraussetzung für eine erfolgreiche Betätigung in Forschung und Lehre ansehen muß, und sie konnten sich noch weniger davon überzeugen, daß in seinen bisherigen Schriften wissenschaftliche Originalleistungen enthalten seien. Ausdrücklich hat sich aber die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät bereit erklärt, ein Gesuch des Herrn Dr. Günther um Zulassung als Privatdozent pflichtgemäß zu prüfen, falls er eine entsprechende Habilitationsschrift vorlegen würde. In einem späteren Stadium der Verhandlungen war

die Fakultät, um größeres Unheil von der Universität abzuwenden, sogar bereit, der Erteilung einer widerruflichen Vorlesungsberechtigung durch das Ministerium an Herrn Dr. Günther nicht zu widersprechen. Der Inhaber einer solchen Vorlesungsberechtigung steht außerhalb des Lehrkörpers der Universität. Rektor und Senat konnten aber nach eingehender Beratung trotz der schwierigen Lage der Universität und in voller Würdigung der Opferbereitschaft der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät einem solchen Entgegenkommen ihre Zustimmung nicht erteilen.

Am 14. Mai hat nun plötzlich das Thüringische Staatsministerium einen Lehrstuhl für soziale Anthropologie neu errichtet und darauf sofort Herrn Dr. Günther zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt. Damit hat es aber nun auch die völlig eindeutigen Bestimmungen der für Landesregierung und Universität in gleicher Weise verbindlichen Hauptsatzung der Universität durchbrochen. Dagegen haben Rektor und Senat der Universität Jena beim Thüringischen Staatsministerium Einspruch erhoben."

(„Jenaische Zeitung" vom 28. Mai 1930, S. 124.)

„Der Große Senat zur Angelegenheit Dr. Günther."

„Der Große Senat der Universität Jena hat in seiner Sitzung vom 3. Juni 1930 folgenden Beschluß gefaßt:

Der Große Senat billigt das Vorgehen von Rektor und Senat und legt gleichfalls Verwahrung ein dagegen, daß bei der Berufung des Schriftstellers Dr. Günther zum ordentlichen Professor der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät das in der Universitätshauptsatzung vom 1. Dezember 1924, §§ 7 und 8, verbriefte Recht der Universität, bei den Berufungen auf die Lehrstellen durch ihre Vorschläge sachkundig mitzuwirken, im vorliegenden Falle durchbrochen worden ist.

D. Dr. K. Heussi, Rektor."

(„Jenaische Zeitung" vom 4. Juni 1930, Nr. 129.)

Diese Zeitdokumente sprechen für sich. Die nationalsozialistische Bewegung aber ist seitdem ihren zielsicheren Weg wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der Wissenschaft, weitergegangen. Als sie fünf Jahre später am Parteitag der Freiheit 1935 in Nürnberg den vom Führer für Kunst und Wissenschaft gestifteten Preis zum erstenmal verleiht, spricht sie ihn in der feierlichen Kulturtagung durch den Mund des Beauftragten für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung, Reichsleiter Alfred Rosenberg, demselben Hans F. K. Günther, den sie als ersten Vorposten auf die feindliche Hochschule sandte, mit den Worten zu:

„Den Preis für Wissenschaft erteilt die NSDAP. in diesem Jahre Professor Dr. Hans F. K. Günther. Das Ringen der NSDAP hat sich von ihrem ersten Tage an aus den Erkenntnissen der Rassenkunde und des Schutzes des gesunden deutschen Blutes aufgebaut. In diesem Kampf hat der Forscher Dr. Hans Günther Entscheidendes für die Gestaltung dieser

Rassenkunde und der Ausbildung des heldischen Charakters unserer Zeitepoche beigetragen. In seinen vielen Schriften und vor allen Dingen in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" hat er geistige Grundlagen gelegt für das Ringen unserer Bewegung und für die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Reiches. In Anerkennung dieser für Deutschland und die nationalsozialistische Weltanschauung geleisteten Arbeit überreicht die NSDAP Dr. H. F. K. Günther die Ehrenurkunde.

Wir hoffen, daß diese vom Führer hiermit vollzogene Ehrung für alle jene Verpflichtung und Ansporn bedeutet, die auf dem gesamten Gebiete deutscher Kultur schöpferisch tätig sind. Wir sind der festen Überzeugung, daß die Überwindung der politischen Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts zugleich die Stunde der Neugeburt der deutschen Kultur bedeutet und die Einheit von Kunst, Forschung, Weltanschauung und Staat herbeiführen wird, um das einige Deutsche Reich für alle Zeiten zu sichern.

Um nichts zu übersehen und um alle sich regenden schöpferischen Kräfte aufspüren zu können, wird beim Beauftragten des Führers ein Kultursenat gegründet, der mit Hilfe aller in Frage kommenden Verbände und im engsten Einvernehmen mit den staatlichen Stellen eine Auslese der Leistungen auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet durchführt.

Nach dem Willen des Führers soll die Kulturtagung der Reichsparteitage der NSDAP die höchste Auszeichnung und die stärkste Förderung unseres Ringens um eine neue Weltanschauung bedeuten. Große Werke der Musik und Dichtung sollen hier ihre Uraufführung erleben, andere vor aller Welt als schöpferische Leistungen ihre Würdigung erfahren. Die Vorbereitung zu dieser Auslesearbeit ist unser aller Pflicht. Und wenn einmal die große Kulturhalle hier in Nürnberg errichtet sein wird, dann muß sie die Verwirklichung eines unserer Träume darstellen: der Schauplatz sein für ein geistiges Olympia des deutschen Volkes."

(„Völkischer Beobachter" vom 13. September 1935, Nr. 256.)

Damit haben sich zwei Welten zu einem Manne geäußert, dessen Gedanken und Lehren für die eine den Tod, für die andere den Kernpunkt ihrer Existenz bedeuten; zu den Gedanken und Lehren jenes Mannes, der 1920, nunmehr vor 15 Jahren, im selben Jahr, als das nationalsozialistische Programm verkündet wurde, als Programmatiker des nordischen Gedankens, der vom Nationalsozialismus niemals zu trennen ist, in seinem Buch vom heldischen Gedanken mit den Worten formulierte:

„Zum erstenmal in der Weltgeschichte sind wir Menschen dahin gekommen, daß wir die Ursachen der Größe und des Niederganges der Völker erkennen. Vom Grund solcher Erkenntnisse aus müssen die neuen Ordnungen in Staat und Einzelleben erstehen. Das ist das Erstmalige unserer gegenwärtigen Lage, aus dem es zu einem Anfang kommen muß, wenn der Anfang seine Helden findet. Der Anfang, das alte Wahre, der Schlüssel zur Weltgeschichte und der Mut zum bewußten Aufbau aus wissenschaftlicher Erkenntnis und

tiefer Verantwortung — das muß für uns das Wissen um die nordische Rasse sein, das Wissen um die heldische Rasse, welche die großen Taten alle getan hat*."

Sein Geistesgut und seine tapfere Lebensbahn, soweit sie für das Verständnis seines Schaffens wichtig sind, sollen uns im folgenden beschäftigen.

II. Die Vorbereitung

1. Der heldische Gedanke.

1920, in dem Jahr, an dessen 10. Januar das Versailler Diktat in Kraft trat, in dem Jahr, in dem ein von dunklen überstaatlichen Mächten bestimmtes Ausland die Forderung einer Auslieferung von 895 Heerführern und Frontkämpfern des Weltkrieges an Deutschland zu richten wagte, in dem selben Jahr 1920, in dem der klägliche Versuch zu aufrechter Haltung und Selbsterneuerung in Form des Kapp-Putsches beschämend zusammenbrach, während im Westen die ersten farbigen Truppen in deutsches Gebiet einmarschierten — in diesem Jahr tiefster deutscher Machtlosigkeit, Schande und Zerrissenheit erschien in München aus der Feder eines bisher unbekannten Verfassers, der als Hans F. K. Günther zeichnete, das Buch „Ritter, Tod und Teufel", mit dem Untertitel „Der heldische Gedanke". Mitten in eine Welt des Zerfalls und der Entartung, der Treulosigkeit und des Ehrverlustes, des Pazifismus und des Landesverrats, des Dadaismus und des Jazz, mitten in eine Welt, deren Glaubensbekenntnis in dem Satz des Juden Toller gipfelte: „Es gibt kein dümmeres Ideal als das Ideal des Helden", wurde damit unerschrocken die ewig sieghafte Gestalt des adeligen Kämpfers, des Ritters, wie ihn Dürer gezeichnet und wie ihn der Bamberger Reiter verkörpert, des Helden ewigen Ariertums, Siegfried, des Drachentöters, jedem sichtbar alle Resignierten wachrüttelnd und Unschlüssigen klärend und sammelnd, hineingestellt. Schon das Vorwort ist eine Kampfansage:

„Dieses Buch soll den Helden künden. Damit muß es sich ausweisen als feindlich gegen sein Zeitalter. Es soll von Ritter, Tod und Teufel künden in einer Zeit der Massen, in einer Zeit, die des Todes kaum noch würdig scheint und in einer Zeit, die gerne die Niedertracht im Menschen selbst „entwicklungsgeschichtlich" versteht und verzeiht und darum dem Teufel selbst seinen guten Ingrimm verleiden muß. Was soll ein solches Buch in solcher Zeit? — Es muß von Dingen reden, denen das Zeitalter ihr Amt entwunden hat: es muß vom Helden reden, und das Zeitalter hat doch längst das Bequemere gewählt; es muß von des Helden Schicksal reden: das Zeitalter kennt nur noch zwangsläufige Entwicklungen; von seiner Leidenschaft: das Zeitalter wird von Begierden gehetzt; von seiner Liebe: hier denkt das Zeitalter erst ans Geschlechtliche und schielt dann nach seinem Schmutz oder es

* Günther, „Ritter, Tod und Teufel". Der heldische Gedanke. Zitiert nach der 1. Aufl. München 1920, inzwischen ist 1935 die 4. Auflage erschienen.

weist vielleicht auf die sozialen Versicherungen, also auf öffentliche Einrichtungen, hin, auf ein Verfahren, der Not beizukommen. Das Buch muß reden von dem Haß des Helden: da zetert die Zeit, Haß verträgt sie nicht gut, und wie immer, wo etwas faul ist, stellt sich ihr ein Fremdwort ein: Humanität! — Und so auf Schritt und Tritt: die Wörter der Sprache mögen die gleichen sein, der Wille im Wort ist eines anderen Geistes: eines anderen beim Zeitalter dort, eines anderen hier im Buch.

Was aber als Inbild eines Lebens und lebendiger Gestalten empfangen ist, das will seine Wirklichkeit und Gegenwart haben und glaubt an seinen Wert. — So dieses Buch und darum seine Zuversicht trotz allem just in dieser Zeit.

Es gelte denn!“

Und dann erhebt sich die Anklage Punkt um Punkt:

S. 45: „Das 19. Jahrhundert hat es beim Möblieren seiner Seelenhohlräume gelassen: man war zu jeder schöpferischen Geistestat zu ohnmächtig, denn aus den tausenderlei Verfahren wird keine einzige Kraft der Seele. So blieb nur der Diebstahl übrig, um die Hohlräume zu füllen, und man hat abscheulich die Schöpfungen früherer Zeiten an sich gebracht, um den Reichen zu spielen. Das zeigt sich auf allen Gebieten des neuzeitlichen Lebens von der Baukunst, die ganze Straßenzüge unserer Großstädte wie Ausstellungen der Stilarten aller Zeiten und Völker gebaut hat, bis zur Philosophie, die ‚eklektisch‘ wurde und sich da und dort, in allen Zeitaltern und von Indien bis Amerika, ihre Gedankenauswahl zu ohnmächtigen ‚Systemen‘ zusammengebettelt hat. Man hat gemalt und in Holz geschnitten nach Art der Japaner, hat den alten gotischen Meistern ihre Kunst nachgemacht, hat es nur schlecht verborgen, daß einmal Greco das Losungswort der Kunstbetrachtung war und allzudeutlich in Grecos Weise, aber nur aus gehetzten Nerven, Dinge gemalt, die man für Ausbrüche künstlerischer Leidenschaft ausgab — mit einem Wort: man hat seine Seele mit Vergangenheit und mit vielbeschrieenen erotischen Stücken und Stimmungen möbliert, statt sie zu schmieden, wie es sein muß. Und wo die Künstler selbst in allen Stilen und Stimmungen machten, da triebens die Ästheten der Zeit noch beschämender. Sie haben die gestohlenen Möbel zum Ausmöblieren ihrer Seele immer wieder nach neuester Mode ausgetauscht und umgestellt, und wer das Möblieren betreiben konnte, ohne je geschmacklich zu entgleisen, hieß ein Lebenskünstler, lebte sich aus und ab und die Menge grinste dazu.“

S. 54: „Die hohe heidnische Gesittung der Wikingerzeit haben wir dahingegeben, wie wir das unvergleichliche nordische Schlingband (Tierornament) für minderwertige südliche Schmuckformen dahingegeben haben. Wir haben den deutschen Staatsbegriff der ersten deutschen Kaiser dahingegeben, um den für uns so falschen Staatsbegriff eines Römischen Reiches deutscher Nation, der uns herrliche Kräfte vergeudet hat. So haben wir in der Folge das heidnische deutsche Recht gegen das römische Recht eingetauscht, damit den Grund legend zum Elend unserer heutigen kapitalistischen Verhältnisse, damit den deutschen Königsgedanken aufgebend gegen einen fremden Majestäts-

begriff. So haben wir die gotische Kunst unseres nordischen Blutes aufgegeben gegen die fremde Renaissancekunst, damit den Schacht des tieferen Kunstempfindens verschüttend. So haben wir weiter im 16. und 17. Jahrhundert immer wieder Deutschheit auf Deutschheit hingegeben und immer wieder nur für Welschheit, im 18. Jahrhundert wiederum ‚deutsche Art und Kunst' für Griechentum, deutsche Staatsgesinnung für Weltbürgertum und so immer weiter, und vor allem seit dem Zeitalter der Revolution das tüchtige ‚Bestreben' unserer Väter gegen die lärmende ‚Forderung' eines Zeitalters der Presse.

Endlich hatten wir es erreicht, daß ein Strohhut oder Handschuhe und Stiefel und andere Waren erst dann etwas galten, wenn sie mit London oder Paris gestempelt waren. So haben unser Weltbürgertum, unsere Menschheitsgedanken, unsere Objektivität und Humanität es dahin gebracht, daß wir widrig und verächtlich geworden sind unter den Völkern."

Der Verfasser geht mit scharfem Auge und schonungslosem Urteil dem Zeitalter in alle Schlupfwinkel nach. Erkenne dich selbst! ist der Spiegel, den er dem Deutschland von 1920 vorhält, und in den zu schauen auch der Deutsche des Dritten Reiches nicht unterlassen sollte, um in Wesen und Zielsetzung die Vergangenheit restlos zu überwinden.

Und die Summe aus all dem ist erschütternd:

S. 107: „Wir sind die Menschen einer zeugungsschwachen Zeit, die nichts von Gestaltung mehr weiß. Der Sprache nicht mehr mächtig, zu keinem Werk des Aufbaues geschickt, im Leben schicksalslos, im Staat führerlos, zum Glauben zu schwach, zum echten Wissen zu zerfahren, zur Lust verdorben, zur Überwindung zu feig, uns selber ein Ekel — so treiben wir fort!"

Aber Hans F. K. Günther wäre nicht der Verfasser des heldischen Gedankens, wenn er sich mit einer Anklage genügen ließe. Er will auf allen Gebieten einen neuen Anfang vorbereiten und zu diesem neuen Anfang jeden Deutschen aufrufen und immer wieder aufrufen, um zu prüfen und dann zu warten, ob nicht irgendwo in seiner Seele, seinem von germanischen Vorfahren ererbten Wesen, eine verborgene Saite heldischer Art ins Schwingen gerät und Antwort gibt. Und so klingt als Schluß aller Anklagen ein zeitweise bissiger, im Grunde aber sonnenheller, urgermanischer Optimismus in dem Buche auf:

S. 153/154: „Auch die schmählichste Gestalt im deutschen Leben, auch der Spießbürger, darf uns nicht schrecken. Er muß gerüttelt werden, bis er sich zum Staatsbürger ermannt, so qualvoll es sei, ihn zu rütteln, und so jämmerlich er sich sträuben wird. Die eisern harte Faust des kommenden Staatsmanns heldischer Art muß ihr Werk tun auch am Spießbürger."

Weichheit und Grenzverwischen müssen ein Ende haben, und so werden in straffen Umrißlinien, unterstützt von einer zu großen dichterischen Schönheiten fähigen Sprache, die für alle Zeiten gültigen Charaktergrundlagen nordisch-germanischer Gesittung gezeichnet. Man muß es in der lapidaren Sprache Günthers selbst hören:

S. 8: „Der Held ergreift sein Leben als ein Wagstück, sein Wagstück, seine Aufgabe. Damit ist alles gesagt, damit hat er den Löwen seines Schicksals geweckt — nur der Held hat ein Schicksal. Er sucht ein Leben der Bestätigung, ein Schicksal, das ihn treu erfinden soll und stets den Gleichen. Er will der Edele sein, der in den Wald des Lindwurms dringt, der Echtgeborene, der die zwölf Arbeiten des Helden sucht. Es geht ihm nicht um den Lohn oder Jubel der Gassen, es geht ihm nur um sich, daß er die Treue halte."

S. 50: „Der schöpferische Haß eines Kleist, eines Bismarck, eines jeden heldischen Mannes, ist tausendmal mehr wert als die sogenannte Menschenliebe der Gegenwart, diese Spittelseligkeit der Lendenlahmen. Da hat eine Frauenliga für — ich weiß nicht mehr für was — für Kultur oder für Fortschritt oder für Kultur und Fortschritt oder für irgendein anderes Schlagwort der Zeit sich an die Menschheit gewandt mit der Bitte, den Knaben doch zu Weihnachten keine Bleisoldaten mehr schenken zu wollen, das heiße den Haß in zarte Seelen legen — die Frankfurter Leibzeitung der Neudeutschen kann das Beispiel nur warm empfehlen. Herr Gott, du lässest Knaben geboren werden und man entmannt sie dir in ihrer Kindheit!" —

S. 55: „Der Haß ist ein Sinn der Seele. Es gibt kein Ganzes, wo ein Sinn fehlt, und der Mensch soll ein Ganzes sein. Die Leidenschaften alle sind uns zur Zucht gegeben, und ein rechter Haß kann Edle ziehen, weil er der Erbfeind ist alles Schlaffen und Müden. Spürt ihn nur, wie er lebendig macht, wenn ihr den Helm auch fester bindet, wie er alle Zwiespälte und Halbsüchte, allen Seelentand, wegbrennt in einem Nu, und einen Starken aus euch schmiedet, den es nach Taten verlangt! An ihrem Hassen sollt ihr sie erkennen, denn ein Mann taugt so viel wie sein Haß. Der Welsche hat seinen Haß, den niederträchtigen; der Held hat seinen Haß, den hochtrachtenden. Der Haßlose verarmt."

S. 71: „Es ist eine heldische Pflicht, sich selbst zu erhalten. Sich aufgeben ist die Ursünde."

S. 73: „Den Glauben an sich selbst muß der Held aus den Klauen des Teufels reißen nach einem verbissenen Streit. Ihm ist das mächtigste Schicksal bereitet, darum erlebt er den Tod auch am meisten.

Sterben darf er, wenn er kein heldisches Leben für sich mehr sieht, nur sich aufgeben darf er nicht. Fortleben als einer, der den Mut seines Willens dämpft, als einer, der schweigt, wo er zum Streit rufen soll, als einer, der den Weisen spielt, wo er zur Linken und zur Rechten ausbrechen soll — das darf er nicht! Sich selbst aufgeben ist die Ursünde des Menschen, ist unheldische Art."

Zu dem Tiefsten in jedem Menschen, zu dem, was Gewalt über Seele und Willen hat, zu dem, was ihn im Kern veredeln und im Kern sauber und groß machen kann, spricht nichts entschiedener als die Kunst. Das ist das

Neue an Günthers heldischem Gedanken, daß er den „Helden" nicht nur sieht in körperlicher Kraft und soldatischer Straffheit, sondern daß er die germanische Einheit von Leib und Seele zur Grundlage seiner heroischen Lehre macht und den Helden meint, wie ihn die nordischen Griechen und auf höchster Höhe ihres Daseins alle arischen Völker verstanden: als Helden, der Kunst und Kraft, Kampf und Fest, Gesundheit und Seelengröße, Frische und Empfindungstiefe zu einer spannungsvollen Harmonie vereint, und beides in höchster Vollendung an sich und um sich erleben möchte, als Hochziel und letzten Sinn seines Daseins; wenn nicht in ihm selbst erreicht, dann in denen, die als Kinder seines Volkes und seiner Sippe nach ihm kommen.

So gilt es, aus der in Zivilisation und Gesinnungslosigkeit zerbröckelnden Geschäfts- und Börsensprache wiederum den Sinn und Kern der „deutschen Haupt- und Heldensprache" herauszuschälen und im Bewußtsein des erwachenden Volkes zu verankern.

S. 94: „Wenn man wissen will, was es heißt, heldischen Geistes zu leben, in den Anfängen zu stehen, der Schöpferkraft voll, so muß man im Sprachbau unserer Sprachen erfahren sein. Man hat sie die indogermanischen Sprachen genannt: sie sind die Sprachen von Volksstämmen nordischen Blutes, die immer von Norden nach Süden und bis nach Asien hinein ihre Sprachen und Sitten zu Fremdvölkern gebracht haben."

S. 96: „Der Deutsche ist seiner Sprache nur würdig, wenn er gestalten kann. Die deutsche Sprache will eine Sprache der Gestaltung sein, der Schöpfung. Italienisch kann man bald als eine Freude sprechen, Französisch als Genuß, Englisch wie eine rücksichtslose Willenstat — Deutsch spricht man entweder abscheulich und ohne Kraft, einfach als ein Verständigungsverfahren, wie es der Deutsche dieser Zeit tut, oder man spricht es aus einem Gefühl für das Schöpferische der deutschen Sprache, für Klang und Bildkraft und aus dem Geist der Verantwortung: dann spricht man gut und deutscher Sprache würdig."

Und nun ist der Weg zu neuem „Erleben" heldischer Kunst frei.

S. 108: „Es kommt nicht darauf an, daß ein Maler um Staatskunst wisse, gewißlich nicht; aber darauf kommt es an, daß ein Mensch, der den Geistesbesitz seines Volkes mehren will, sich nicht nur in einer Werkstatt bewege, sondern hinaustrete, lebe, wolle, mit allem Lebendigen der Welt ringe, die Mächte seiner Zeit erfahre, die Menschen seiner Zeit durch Haß und Liebe und mit aller Leidenschaft seines Blutes erkennen möchte. Malen ist das zweite, leben das erste; nur aus lebendigem Leben springt ein Schicksal heraus."

Man muß dieses Kapitel wie alle die anderen selbst lesen, um die Fülle klarer, urteilsstarker Erkenntnis in sich aufnehmen zu können. Es ist wohl selten so viel Treffendes und Kennzeichnendes über die größten Gestalter dieses Gebiets gesagt worden wie hier. Gibt es eine kürzere und schlagendere Charakteristik als diese:

S. 107: „Kunst ist nicht nur Wiedergabe eines Eindrucks, wie der Impressionismus meint, nicht nur Ausdruck eines Vorstellungstreibens, wie der Expressionismus meint; Kunst ist vor allem anderen Gestaltung eines Schicksals."

Und dann folgt die Absage an die Gesinnung der Kunsthändler, die Blut und Rasse aus der Kunstgeschichte ausradieren möchten, weil die Kunst angeblich zu hoch dafür sei, und die nicht zugeben möchten, daß sie damit nichts anderes bezwecken, willentlich oder ungewollt, als den Beginn der Ausrottung jeder wirklichen Kunst schlechthin.

Hier lag der Anfang zu dem, was der damals völlig unbekannte Verfasser noch zu werden versprach. Das aufnahmebereite Vermögen, lebensgesetzlich vernünftige und wichtige Schlüsse aus Überlegungen und Tatsachen zu ziehen, bot die Brücke von der Zeit des Denkens in der Horizontalen, im „Geist an sich", in der Umwelt, zu der neuen Zeit, die in Vertikalen, Generationen, rassischen Tatsachen zu denken begann.

Damit war für ihn der Weg frei aus dem 19. Jahrhundert — dessen letzter bedeutenderer Vertreter Moeller van den Bruck war, der von vielen biologisch ebenso unklaren Köpfen wie er schon zu den Vorläufern des neuen gerechnet wird — in das 20. Jahrhundert, das sich anschickt, die Weltanschauung eines Jahrtausends zu korrigieren, und dessen Mythos wenige Jahre später Alfred Rosenberg in Form goß und dem deutschen Volke schenkte.

Die Rassenkunde wird ihm zum hellen Licht, das in die Vergangenheit der Geschichte wie in die Zukunft einer erfolgreichen Politik führt.

S. 136: „Man sollte gar nicht mehr davon reden müssen, daß es so etwas wie eine Gleichheit der Menschen nicht gibt und nicht geben kann. Eine Blutserfahrung jedes einzelnen sollte es sein, daß rassische Verschiedenheit grundlegende Wesensverschiedenheit bedingt, daß es darum so etwas wie eine Gleichheit der Rassen in Wesen, Begabung und Zielen niemals geben kann."

Und diese Ungleichheit ist nicht äußerlich, sondern faßt Leib und Seele als Einheit zusammen.

S. 137: „Jede einzelne Rasse muß anders denken und handeln, muß anders wünschen und wollen als alle anderen Rassen. Wer genau hinsieht, entdeckt, daß die gleichen Ausdrücke der gleichen Sprache für rassisch verschiedene Menschen anderes bedeuten müssen; verschiedene Rassen und Menschen verschiedener Rassenherkunft müssen sich mißverstehen."

S. 148: „Nun betrachte man die Menschen, die der deutsche Umsturz von 1918 in unsere Staatsleitungen hineingespült hat, und vergleiche diese Menschen mit den Männern, die unser Reich aufgebaut hatten — welch ein entsetzlicher Niedergang des Rassenwertes und Männerwertes, welche Gestalten, welche Gesichter, welche Gebärden hat dieser Umsturz herausgespült! Es wäre ein belehrendes Bilderbuch, das die schöpferischen Männer, die das Deutsche Reich gedacht und geschaffen haben, abbildete neben den Menschen,

die entsprechend an der Auflösung des Reichsgedankens und am Niedergang gearbeitet haben: die Rassenfrage müßte dem Mindesten aufgehen."

S. 137: „Aber den Schlüssel zur Weltgeschichte müssen wir erst halten, ehe wir Klares schaffen können, und hier mag uns wieder der englische Staatsmann Disraeli, der seiner Rasse stolzbewußte Jude, einen Hinweis geben. Er schreibt einmal: ‚Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte, und nur deshalb ist die Geschichte häufig so verwirrt, weil sie von Leuten geschrieben ist, welche die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazugehörigen Triebkräfte'."

Klar wird es erkannt: die Zukunft des Staates hängt an der unterschiedlichen Fortpflanzung seiner Menschen. Die Erkenntnis des Juden Disraeli wird ergänzt zu der weiteren, daß ebenso selbstverständlich die Rassenpflege der Schlüssel zu der Weltgeschichte von morgen, der Weltpolitik ist.

Und endlich steht der in die Zukunft weisende Satz da:

S. 127: „Der Reichsgedanke der Deutschen — das ahnen wir schon — muß ein nordischer Gedanke sein, anders wird es überhaupt kein Reich mehr geben. Wir müssen die Rassenfrage, soweit sie eine Reichsfrage ist, und das ist sie notwendig, wir müssen sie klar lösen und als Antwort den deutschen Staat nordischer Rasse finden."

Das deutsche Volk soll den heldischen Gedanken zu Ende denken, soll nicht sinnlos verschwendet werden wie alle anderen großen Kulturen vorher, deren führende Männer immer dasselbe Gesicht, immer die gleichen Farben zeigten, einst wie jetzt: die der nordischen Rasse.

Die Aufgabe liegt klar vor ihm, von der er in seinem Leben nicht mehr weichen wird. Kein Gebiet des deutschen Lebens darf von der Erkenntnis, die ihm geworden, und von der Sieg oder Untergang, Leben und Sterben nicht Deutschlands allein, sondern alles Großen und Edlen in der Welt abhängt, unberührt bleiben. Und das, was erreicht werden muß, wenn der Kampf gelingen soll, ist dies:

S. 151: „Die deutsche Artung wird sich durchsetzen müssen schon im Volksschullesebuch und weiter in der ganzen Erziehung und Bildung, bis die Vorlesungsverzeichnisse unserer Hochschulen es zeigen, daß die Wissenschaft vom nordischen Menschen, von seiner Art und Kunst und seinem Denken, Sinnen und Trachten, der erste Gegenstand der Forschung und des Unterrichts geworden ist. Das bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch müssen ausdrücken ein deutsches Recht aus nordischem Wesen. Mit einem Wort: es darf kein Gebiet des körperlichen und geistigen Lebens geben, wo sich nicht die Überwindung dieses 19. Jahrhunderts und noch mehr das freudige Streben zu heldischem Wesen zeigt."

S. 152: „Vom zeitlosen Inbegriff deutscher Weiblichkeit her, wird sich im Sittenleben unserer Häuser und in der Gestaltung unserer öffentlichen Sitten die freie gegenseitige Achtung von Mann und Weib, die germanischer Art eignet, zur Lebendigkeit unseres Daseins wieder gründen. Dem deutschen Weib sind Aufgaben gestellt wie keinem zweiten. Es ist die Hüterin un-

serer reinen Rasse, von dem zunächst die leibliche Wiedergeburt ausgehen soll. Von ihm wird die Reinheit des Erlebens verlangt, die den Müttern heldischer Männer zukommt. Zur Reinheit der Rasse und zum Heldentum der künftigen Geschlechter soll sie leben.

Im gegliederten Aufbau all-einzelnen Bestrebens gibt eines dem anderen Sinn und Wert, bis Mannestum und Weibesart, bis Recht und öffentliches Leben, Sitte und Glauben, Schule und Hochschule, Staat und Gemeinde, Kunst und Wissenschaft, eines wie das andere, Ausdruck der einen Gesittung sind, der einen Gesittung, die jedem einzelnen Volksgenossen Wert und Würde gibt und Zuversicht und freudiges Werk!"

Damit war Anklage, Zielsetzung und Aufgabenweg zu geschlossenem Aufruf zusammengeschweißt. Mit seinem „Ritter, Tod und Teufel" hat Günther die Schwelle des versinkenden Zeitalters überschritten, mit der zwei Jahre später erscheinenden „Rassenkunde des deutschen Volkes" baut er die Ausgangsstellung des neuen Jahrtausends auf. Und mit allen nachfolgenden Büchern trägt er von dieser gesicherten Plattform aus Angriff auf Angriff in das Land, das einst die geistige und leibliche Heimat einer Auslese heroischer Menschen werden soll, auf der, wie der Führer sagt, das Fundament des Dritten Reiches ruht. Die Stärke dieses Erstlingswerkes hat nichts mehr bewiesen als die Tatsache, daß, als der Verfasser, selbst gereift und im Kampfe erprobt, geehrt und über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, nach 15 Jahren einer bis ins letzte revolutionären Zeit die vierte Auflage des „Heldischen Gedankens" herausgibt, er von der Kürzung einiger jugendlicher Wiederholungen abgesehen, in Form und Inhalt nichts zu ändern braucht und sie genau so erscheinen lassen kann wie damals, als eine Zeitung von ihm schrieb: „der Verfasser, von dem man weiter nichts erfährt, als daß er Hans Günther heißt".

2. Der Werdegang.

Den Sinn zu deinem ganzen Leben
Kann dir kein Kaiser zu Lehen geben.
Du schaffst ihn selbst oder findest ihn nicht;
Der Freie hält sich sein eigen Gericht.

Hans F. K. Günther
in „Hans Baldenwegs Aufbruch" 1920. Lehmanns Verlag.

Hans F. K. Günther ist Süddeutscher und am 16. Februar 1891 in Freiburg im Breisgau als Sohn des städtischen Kammermusikers Carl Wilhelm Günther geboren. Mit dieser Tatsache sinken all die unsinnigen Vorwürfe, die nach Erscheinen der ersten Auflage seiner „Rassenkunde" gegen ihn erhoben wurden, er wolle Norddeutschland gegen Süddeutschland ausspielen, das „Süddeutsche Germanentum" leugnen, „eine neue Mainlinie ziehen" und

anderes mehr, sinnlos in sich zusammen. Zumal wenn man erfährt, wie Günther an seiner süddeutschen Heimat und ihrer Landschaft, ihrer ihm vertrauten Mundart hängt: „Freiburg und den Schwarzwald fühle ich durchaus als meine ‚landschaftliche Heimat‘, in deren Linien mir alles vertraut und ausweitend vorkommt. Menschlich haben mich Kaiserstuhl, Markgräflerland, Rheinebene bei Mengen und Umgebung, Tuniberg am meisten angezogen. Ich muß gestehen, daß Freiburgs Umgebung auch in den Studentenjahren gegenüber den Vorlesungen für mich das eigentlich Verlockende blieb. Die innere Bereicherung durch diese Berge, Täler, Wälder, Wiesen, durch Dreisamtal und Mooswald, durch Schönberggebiet und Kaiserstuhl ergibt sich mir — und ergab sich mir besonders dann, wenn ich in Großstädten wohnte — immer wieder als ein Schatz, an dem sich lebenslang zehren läßt. Fast alle meine Vorkriegsgedichte* — nachher und während des Krieges habe ich kaum noch ein paar verbrochen — sind unmittelbar aus landschaftlichen Eindrücken der Freiburger Umgebung entstanden, auch wenn sie im einzelnen in den Gedichten gar nicht genannt sind. Die meisten Gedichte sind wohl auf Lorettoberg, Hölderlewiesen, Günterstal, Brombergkopf und näherer Umgebung entstanden. Für mich sind sie heute (1935) ein weitabliegendes Lebensgebiet, aber mit der Freiburger Landschaft untrennbar auf immer verbunden. So fühle ich Freiburg durchaus als meine landschaftliche Heimat und das echte Alemannisch — nicht die verwaschenen Stadtmundarten — als meine Mundart.“

Wenn man sich die Ahnenreihe Günthers ansieht, ist die enge seelische Verbundenheit mit dem Alemannischen nicht verwunderlich, denn es hat nicht nur seine Jugendeindrücke geformt und bestimmt, sondern die der meisten Geschlechterfolgen seiner Vorfahren, besonders der mütterlichen Seite. Aber auch die Großmutter väterlicherseits ist die Tochter eines schwäbischen Vaters, und so münden auch von dieser Seite zahlreiche schwäbische Erbströme in das ihn bestimmende Erbstromnetz ein, das wir uns im folgenden etwas näher betrachten wollen**.

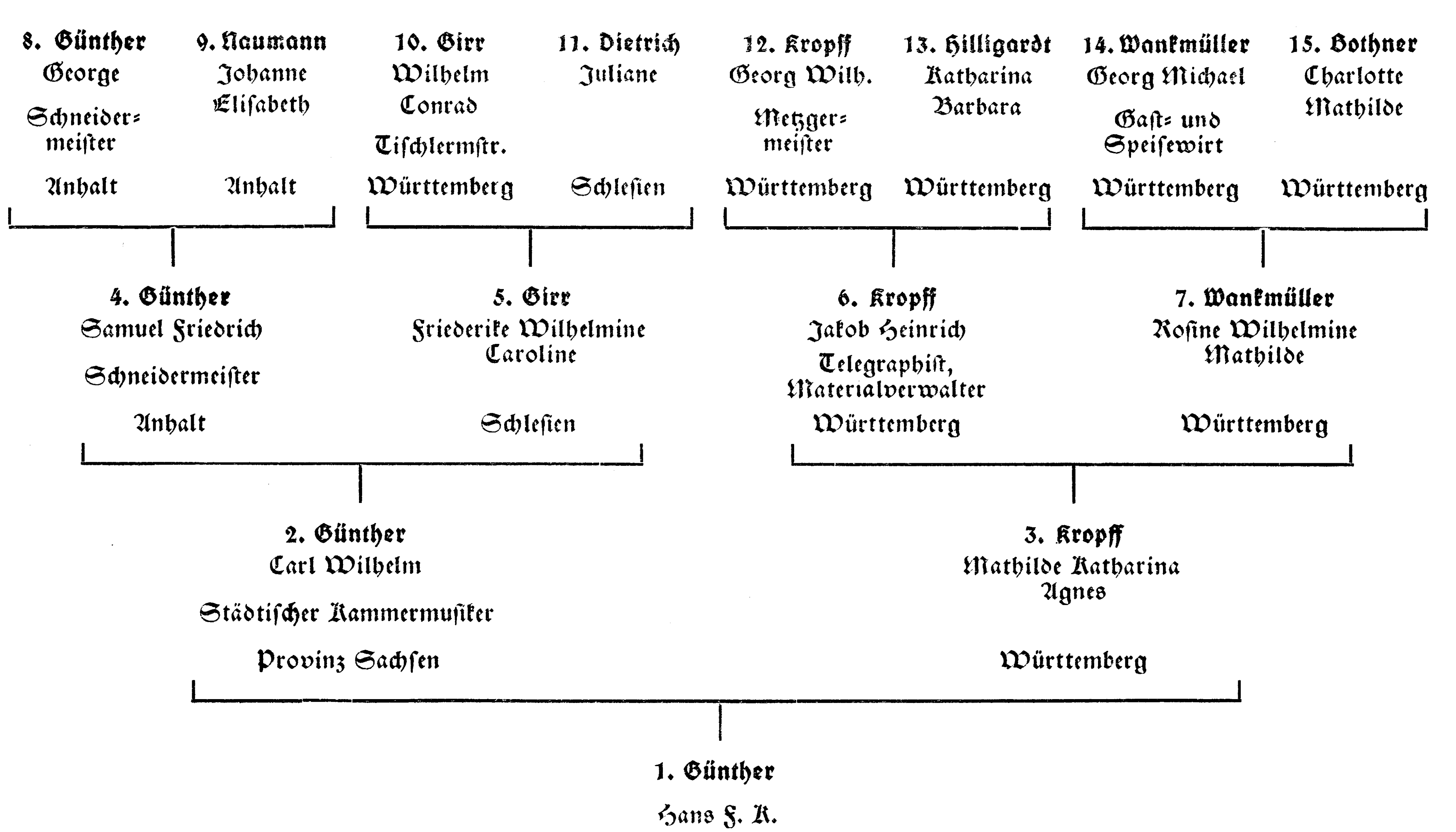
Die Ahnen der Mutter, Frau Mathilde Katharina Agnes Günther, geb. Kropff (Ahne 3) sind fast durchweg Württemberger. Sie und ihre Eltern sind in Stuttgart geboren. Der Großvater Kropff (Ahne 6) war Telegraphist und Materialverwalter der Telegraphenreparaturwerkstätte Stuttgart; sein Vater (Ahne 12) Metzgermeister und dessen Vorfahren seit Generationen angesehene Bürger und Handwerker in Stuttgart. Hier stehen in sechs lückenlos zurückzuverfolgenden Generationen in Stuttgart elf Metzgermeister einem Kürschner und einem Weingärtner gegenüber; ein Zeichen, wie sehr hier noch die Fortpflanzungsauslese mit der Berufsauslese, die auf der mittelalterlichen, stark rassenhygienisch ausgerichteten Zunftauslese fußte, verbunden war.

---

* Günther, „Lieder vom Verhängnis“. Jungdeutscher Verlag, Cassel 1925.

** Vgl. die Ahnentafel S. 18. Die Unterlagen dazu hat mir dankenswerterweise der Sippenforscher Fritz Kurt Nicolai, Abteilungsleiter im Thüring. Landesamt für Rassewesen, Weimar, zur Verfügung gestellt, der sie im Auftrage von Prof. Günther bearbeitet.

Ahnentafel von Hans F. K. Günther



Aufgestellt durch Sippenforscher Fritz Kurt Nicolai

Eine von hier abzweigende Linie geht landschaftlich ins Bayreuthische und beruflich ins Müllerhandwerk. Die Vorfahren der Urgroßmutter Hilligardt (Ahne 13) waren Bauern und Weingärtner zwischen Heilbronn und Stuttgart. Auf ein reines Müllergeschlecht stoßen wir wieder beim Urgroßvater Wankmüller (Ahn 14), welches zur damaligen Zeit schon vier Generationen hindurch dieselbe Mühle in der Umgegend von Stuttgart besaß und vom nördlichen Schwarzwald zugewandert war. Hier sind die weiter zurückliegenden Ahnen durchweg Bauern, die ausnahmslos Generationen hindurch Schultheißen, Bürgermeister und Gerichtsverwandten waren. Von hier führt dann auch eine Verbindung nach Eltingen in die Familie von Keplers Mutter, die der Ketzerei angeklagt war, so daß eine Ahnengemeinschaft mit diesem großen Astronomen und Ketzer höchstwahrscheinlich ist. Und wie dieses Mannes Lehre wegen seiner Angriffe auf das geozentrische, mittelalterlich-orientalische Weltbild von der Kirche schärfstens bekämpft wurde, so richtet sich die Abneigung der Kirche heute in gleicher Weise gegen die auf derselben arischen Naturwissenschaft aufbauenden Erkenntnisse Günthers, die die anthropozentrischen Spekulationen der Kirche zu Grabe tragen.

Auch die Vorfahren der Urgroßmutter Bothner (Ahne 15) weisen die gleichen Berufsarten auf. Hier sind es Handwerksmeister aus der Stuttgarter Gegend, darunter wieder sechs Mühlenbesitzer.

Immer sind es selbständige Berufe gewesen, die sich ohne fremde Hilfe, allein durch ihre Leistung, im Kampf ums Dasein behaupten mußten und die, wie es Günther in seinen als Motto dieses Kapitels zitierten Zeilen ausdrückt, sich selbst ihres Lebens Sinn gaben und als Freie über ihr Tun und Lassen selbst Gericht zu halten pflegten, dadurch, daß sie die Zukunft ihrer Familie sicherten, bis ein Nachfahre die Summe ihrer Kraft in für das ganze Volk bedeutsamem Denken zusammenfaßte und damit helles Licht auf sie alle breitete.

Wie denn allgemein der Toten Tatenruhm am besten gewahrt ist, wenn tüchtige Enkel durch ihr Tun ihren Ahnen ein stets lebendiges Denkmal setzen.

Günthers väterliche Familie stammt aus dem Anhaltischen, aus der Gegend um Dessau. Doch kommt, wie schon am Anfang bemerkt, auch hier durch den Urgroßvater Girr (Ahn 10) wieder württembergisches Blutserbe in seine Vorfahrenschaft. Auf dieser Seite finden wir ursprünglich durchweg Bauern, dann bäuerlich-handwerkliche Berufe. Der Großvater Günther (Ahn 4) macht sich zwischen Bitterfeld und Halle seßhaft. Er war wie sein Vater und Großvater Schneider und — wie diese — Haus- und Grundbesitzer.

Wenn auf dieser Seite die Nachforschungen, die noch im Gange sind, auch noch nicht so weit zurückgeführt werden konnten, wie in der mütterlichen Vorfahrenschaft, so geht doch eins mit voller Deutlichkeit hervor, daß Günther, wie alle überragenden deutschen Führergestalten, nicht eine meteorartig auftauchende Einzelerscheinung aus dem Dunkel unbekannter Blutsströme ist, sondern daß jede große Leistung erblich vorbereitet ist durch die Auslese der Menschen, die vorherlebend an ihrem Zustandekommen beteiligt sind. Es gibt kaum einen besseren Prüfstein für gute Fähigkeiten, als das Abstammen aus ehrsamen, durch Vertrauensämter ausgezeichneten, im Lei-

stungskampf des Lebens nicht gescheiterten Meisterfamilien, gleich welchen Berufes und Standes. Selten wie in Tier- und Pflanzenwelt sind auch im Menschengeschlecht die „Zufallstreffer wahlloser Zeugung“, während der hervorragende Mensch als folgerichtiges Ergebnis natürlicher Leistungsauslese der selbstverständliche Ertrag lebensgesetzlichen Handelns im Sinne von Ursache und Wirkung, Zeugung und Vererbung ist.

Hans F. K. Günther aber kann über diese allgemeinen Bestätigungen von ihm selbst ins Volk getragener rassischer Grundanschauungen hinaus in seiner eigenen Familie auch den Gang einer Reihe an ihn weitergegebener Einzelzüge in die einzelnen Familienzweige hinein verfolgen. Aus den sicheren und klärenden Ausführungen über die Musik von Beethoven und Mozart, Wagner und Bach besonders im „Heldischen Gedanken“, aber auch in „Rasse und Stil“, stößt der Leser immer wieder auf das tiefe Verständnis Günthers für die Probleme rassischer Stilunterschiede in der Musik. Nun erfahren wir, daß sein Vater von der Volksschule zur Musik gegangen ist, als Militärmusiker erst Klarinette, später Geige gespielt hat, um zuletzt als Kammermusiker im städtischen Orchester in Freiburg zu wirken, nachdem er seine musikalischen Haupteindrücke unter Hans v. Bülows Dirigentenschaft in sich aufgenommen hatte. Aber die musikalische Begabung taucht hier auch nicht „zufällig“ und biologisch unerwartet auf. Im Lexikon der Geigenbauer finden sich allein vier aus Günthers Sippe, und zwar Brüder und Vettern des Vaters. Aber auch in der direkten Vorfahrenschaft waren ausgesprochene musikalische Neigungen vorhanden, und es wurde neben dem Berufe eifrig musiziert.

Von Vaters Seite kommt aber auch das, was Hans F. K. Günthers Wesen als Einzelmensch am stärksten charakterisiert, das aristokratische Denken, das sich in dem Forscher zu jener großen Sehnsucht nach Freiheit, zu Selbstbesinnung und Einsamkeit entwickelt hat, was jeder echte Mensch stärkeren nordischen Wesenskerns spürt und dem ein so Gearteter, wenn er zu selbständigem Denken und Handeln erwacht ist, wenn er es wirtschaftlich irgend kann, um seiner Leistung und Arbeitskraft willen auch praktisch Ausdruck verleiht. Hier liegt die Wurzel dazu, weswegen Günther wie kein anderer eine der größten Gefahren, die der Zukunft und Lebenskraft unserer auf ein freies Bauernkriegertum gezüchteten Rasse droht, die Verstädterung und damit Ausmerze zu erfassen und zu schildern vermag*.

Er ist der Sproß langer Geschlechterfolgen unabhängiger Berufe, in denen das Bedürfnis des germanischen Menschen, bei dessen Nichterfüllung seine Seele zu kümmern anfängt, das Bedürfnis, über eigenes oder zumindest von fremden Zeitgenossen und Menschengedränge nicht bevölkertes, freies, von Mietskasernen nicht umkerkertes Land zu blicken, noch angeboren und erhalten geblieben war. Es ist, wie er es selbst nennt, „die Fähigkeit, es auf Inseln allein mit der Familie, ohne sonstige Menschen, jahrelang auszuhalten“. Ein Vetter seines Vaters sprach auf langen Bahnreisen etwa zwei Sätze in der Stunde mit seinen Begleitern. Und Günther selbst schreibt in leichtem Scherze:

---

* Vgl. „Die Verstädterung“. Verlag Teubner, Leipzig 1934.

„Ich bin leidenschaftlicher Privatmann." So ist es verständlich, wenn man von ihm auf die Bitte, in irgendeiner größeren Versammlung zu sprechen, leicht einen Korb bekommt mit dem freimütigen, leicht selbstironisierenden Bemerken, nicht gern mit mehr als drei Menschen in einem Raume beisammen zu sein, oder bei stärkerem Drängen mit den bedauernden und zugleich bittenden Worten, man möge ihm doch ein wenig das Recht des seinen Erbanlagen nach zum, wie er scherzend selbst sagt, „Sonderling" geschaffenen Menschen zubilligen. Unwillkürlich denkt man an seine als solche vielen nordischen Menschen vertraute Haltung in seinen Versen „Schicksal":

„Manch einer trägt den Tag
Stolz und leicht,
Wie der Jäger den Falken
Auf wiegender Hand;
Und Männer sind,
Die Jahre wie lachende Banner
Zu Häupten schwingen.

Nur ich — — mir gab einen eisernen Tag
Ein Unerbittlicher,
Der mich Bruder hieß
Und lächelte."

Und doch hat derselbe „Sonderling" dem deutschen Volke in unermüdlichem Fleiß fast Jahr um Jahr ein neues wesentliches Buch geschenkt, die alle miteinander deswegen alles Bisherige auf ihrem Gebiet in den Schatten stellten, weil sie erstens volkskundig und volksnah und zweitens lebendig, voll sprachlichen Ausdrucks und zum Teil mitreißender Leidenschaft waren.

Man spürt etwas von dieser Kraft, die hinter dem kühlen, gehaltenen Äußeren steckt, in seinem „Feldherrn":

„Und bleib ich im Feld, ihr kennt mein Gebot,
Nie habt ihr das Wort mir gebrochen.
So haltet ihr's auch, wenn ich steif bin und tot:
Ihr zieht mir die Haut von den Knochen.

Und spannt auf die Trommel das schallende Fell
Und lasset den Schlägel drauf tanzen
Und glaubt: ich ruf euch als Kampfgesell
Zum Sturm auf die feindlichen Schanzen!

Euch lieb ich und will euch noch lieben im Tod
Und will eure Fahnen nicht lassen.
Ihr aber färbt mir die Waffen rot
In dem Blut, das wir alle hassen!"

Das sind dieselben Töne, wie sie den ganzen „Heldischen Gedanken“ durchklingen, besonders aber das Kapitel vom heldischen Haß.

Und Günther schreibt über die Ererbtheit dieser Züge seines Wesens: „In der Mutterfamilie steckt offenbar eine Begabung für gepflegten schriftlichen Ausdruck, wie auch heute noch die Briefe meiner alten Mutter immer wieder dartun. Von dieser Seite wohl auch die Anschaulichkeit — beim Bruder meiner Mutter unverkennbare dichterische Veranlagung, wenn auch in bescheidenem Maße ausgebildet. Dort auch rednerische Begabung.“

„Von der väterlichen Seite kommt das „Salz“ dazu, d. h. die Neigung zu scharfem, ja haarscharfem, wohl auch spöttischem Ausdruck in der Rede, nicht jedoch im Schriftlichen.“ Wer sich je mit Günther brieflich oder im Gespräch über politische Notwendigkeiten oder menschliche Eigenheiten unterhalten hat, hat dieses geist- und humorvolle „Salz“ des Denkens auch wieder bei ihm selbst erleben können.

Auch Günthers rassisches Bild erscheint als alte Tradition, alle Einzelzüge zusammenfassend, aus der Sippe herausgewachsen zu sein: „In väterlicher und mütterlicher Familie finde ich immer wieder deutlich nordische neben dinarischen Zügen, anderes minder deutlich nur da und dort auftauchend.“ Damit ist die Grundlage, aus der sich die spätere Persönlichkeit gestaltet hat, umrissen. Der Ausgangspunkt und die Grenzen sind gegeben, seinen Sinn aber gibt sich der Einzelne selbst, wie es Günther in seinen Worten, die wir diesem Kapitel als Motto vorausschickten, in knappen Zeilen ausgedrückt hat.

Er besucht zuerst die Volksschule und dann die Oberrealschule in Freiburg, die er nach neun Jahren 1910 mit dem Reifezeugnis verläßt.

Sehr früh macht sich die ausgesprochene Neigung für Sprachforschung bemerkbar, die ja seine Studentenzeit und seine wissenschaftliche Ausbildung stärkstens beeinflußt. Schon als Primaner lernte er Madjarisch und hielt in seiner Klasse einen Vortrag über „Die madjarische Sprache als agglutinierende Sprache“. Auf der Universität behielt er diese Vorliebe bei, lernte, neben dem ordnungsgemäßen Studium der altaischen und finnisch-ugrischen, indogermanischen und neuen Sprachen in Freiburg und Paris, noch Türkisch und legte am Realgymnasium zu Villingen auf Grund nach der Schulzeit noch ergänzten wahlfreien Unterrichtes nachträglich die Reifeprüfung auch in Latein ab.

Angezogen hatte ihn dabei die Sprache als Ausdruck einer fremden Volksseele, die in ihrem Wortschatz und seiner Bedeutung, dem Stile des Satzbaues und der Gedankenverbindung ihr seelisches Wesen in Form prägte, so daß im Grunde jede Übersetzung von Mythen oder Dichtungen in eine andere Sprache nicht nur das Austauschen von Vokabeln ist, sondern gewissermaßen eine Transformation in eine völlig andere Tonart und Haltung Gott und den Dingen gegenüber, die eben die Haltung einer anderen Rasse oder Rassenmischung ist. So wollte er auch mit seinen madjarischen Studien einmal außerhalb der großen indogermanischen Rassen- und deshalb Seelenverwandtschaft verweilen, um der fremdartigen, wie er es damals wohl nur

nennen konnte „asiatischen“ Rassenseele auf die Spur zu kommen. Ein deutlicher Niederschlag dieses Teils seiner Ausbildungszeit findet sich in einem der anregendsten Kapitel seines „Heldischen Gedankens“, „Von der deutschen Haupt- und Heldensprache“. Hier liegen aber auch schon die Ansätze zu seinem Werke „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“, bei dem ihm seine gediegenen Sprachkenntnisse außerordentlich zugute kamen.

So erleben wir, daß bei Günther, der sich einem ausgesprochen „geisteswissenschaftlichen“ Studium widmet, zum Unterschied von anderen seines Faches, das Bewußtsein, daß auch zum Verständnis alles „Geistigen“ vor allem der Träger dieses Geistigen, der M e n s ch selbst als Stück lebendiger Natur betrachtet und durchforscht werden muß, nicht einschläft, sondern im Gegenteil, je weiter er im Wissen und Erkennen der Geisteswissenschaft vordringt, eine um so deutlichere Hinwendung zum Naturwissenschaftlichen als der eigentlich „wahren Grundlage“ aller Wissenschaft einsetzt. Die Naturwissenschaft als Fach aber läßt ihn auf der Hochschule noch unberührt. Wohl zieht ihn nebenher das Anschauliche und klar Durchdenkende bei Geometrie und Geologie an, doch die ihn später so sehr beschäftigende Abstammungs- und Vererbungslehre, die in Freiburg damals von einem ihrer hervorragendsten Vertreter, Weißmann, gelesen wurde, hält ihre Tore zu der Zeit noch vor ihm verschlossen.

1914, unmittelbar vor Kriegsausbruch, promoviert er mit einer Arbeit „Über die Quellenherkunft des Volksbuches von Fortunatus und seinen Söhnen“, einer romantischen, halb märchenhaften Abenteuersammlung des Mittelalters. Bei der Gelegenheit gibt er das Volksbuch selbst neu heraus und verdient sich damit die erste kleine Summe selbst erworbenen Geldes.

Als der Krieg ausbricht, meldet er sich freiwillig, aber noch in der Ausbildungszeit zieht er sich einen schweren Gelenkrheumatismus zu, dessen Folgen auf sein Herz er noch die nächsten zehn Jahre, in schwächerer Nachwirkung noch heute, zu spüren hat. Er wird entlassen, ruht aber nicht, bis er seinem Volke — in ähnlicher Weise wie Friedrich Nietzsche im Feldzug 1870/71 — wenigstens im Dienste des Roten Kreuzes zur Verfügung stehen darf, und verbleibt auf diesem Posten bis zum Januar 1919.

Die Kriegszeit ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Vieles in ihm, was sich in der Jugendzeit noch unklar und unsicher vorbereitet hatte, drängt jetzt zu Form und Ausdruck; er steht an der Schwelle zur Öffentlichkeit und zu seinem Wirken als einer der bahnbrechendsten Geister in der deutschen Revolution und im Kampf um eine arteigene Weltanschauung. 1919 tritt er aus der protestantischen Kirche aus, von der er eine Fortführung der Reformation nicht mehr erwarten kann. Während er sich in Dresden auf die Kriegsteilnehmerprüfung für das höhere Lehramt vorbereitet, die er im selben Jahre in Karlsruhe besteht, und dann bis zur Erlangung der Anstellungsfähigkeit an einem Realreformgymnasium in Dresden und einigen Schulen Freiburgs tätig ist, entsteht seine programmatische Erstlingsschrift „Ritter, Tod und Teufel, der heldische Gedanke“, die er 1920 bei Lehmann in München erscheinen läßt. Die in ihm vor sich gehende innere Wandlung dieser Zeit spiegelt sich in dem kleinen dramatischen Versuch „Hans Baldenwegs Aufbruch“, den er

im gleichen Jahr in zwei Fortsetzungen in der alldeutschen Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ abdrucken läßt und der dann als Sonderdruck in die deutsche Bühnenbücherei des Verlages Lehmann übernommen wird.

Das Spiel, in der Form noch jugendlich und unausgeglichen, bringt die Lossage vom römischen Reich deutscher Nation und seinen weltanschaulich fremden Bindungen und den Aufruf zu Kampf und Gefolgschaftssammeln für ein von jedem fremden Dogma freies deutsches Reich nordischen Blutes, das von germanischer Führung, Hochgemüte und Edelingsart getragen sein soll. Gegenspieler sind ein Mönch, der Gut und Böse nur nach den Sätzen seiner Kirche zu messen vermag, und ein deutscher Student und Soldat, der letztlich niemandem vertraut als der Stimme seines Blutes und freien Gewissens, die sich ihm symbolisch kundtut in der in seiner Erbmasse liegenden Tradition, als der Gestalt des Kaisers, die sich ihm als eine Vereinigung Kaiser Rotbarts und Odins kundgibt, und zu der dem verwelschten Mönch durch seine kirchliche Erziehung der Weg für immer versperrt ist. Die Gedanken der Weltkriegsgefallenen, die einen „Gott in Waffen“ erlebten, sind auf dem Marsch. Hermann Löns und Otger Gräff sind zwei kennzeichnende Namen neben unzähligen anderen. Günther nimmt wie alle Kämpfer für das neue Deutschland ihr Erbe auf, das er auf seinem Weg von 1920 bis 1935 geradlinig fortführt.

Die Grundzüge des „Heldischen Gedankens“ kennen wir bereits aus dem vorhergehenden Kapitel. Die dort niedergelegten Ausführungen über die heldische Rasse lassen den „Geisteswissenschaftler“ Günther auf Grund seines Urteilsvermögens lebensgesetzliche Schlüsse ziehen, an die sich die Fachleute und Naturwissenschaftler nach Verlust einer über das nötige handwerkliche Einzelwissen hinausreichenden Sicht nicht herantrauten. Und als Günther diese zwischen Geist und Natur aufgerissene, jedem indogermanischen Denken zutiefst fremde und schädliche Kluft schließt und das einzig Wesentliche beider Wissenschaften, die Lehre vom Menschen, als Grundlage aller menschlichen Politik und Wissenschaft erkennt, wird er von dem großen „völkischen Laien“ und bisher bedeutendsten Verleger Deutschlands, Friedrich Lehmann, entdeckt und gegen alle Einwände der Fachleute herausgestellt. Das Entscheidende dabei ist, daß Günther so früher als auf dem Wege üblicher akademischer „Ochsentour“ und für die nationalsozialistische Bewegung rechtzeitig in die Lage versetzt wurde, seinem Volk das Verhängnis des Rassenzerfalls und Mittel und Wege zu seiner Abwendung zu zeigen. Wie das für Deutschland und die Zukunft der großen weißen Rasse so bedeutungsvolle Zusammenwirken zwischen dem Forscher Günther und dem Verleger Friedrich Lehmann zustande kam, erfahren wir am lebendigsten aus dem Nachruf Günthers zu Lehmanns Tod am 24. März 1935, den wir der Gedächtnisausgabe von „Deutschlands Erneuerung“ entnehmen*:

* Mit freundl. Genehmigung des Verlages J. F. Lehmann entnommen der dem Gedächtnis von J. F. Lehmann gewidmeten Nummer der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, Heft 5, 1935.

„Ich hatte ihm (Lehmann) im Jahre 1920 mein erstes Buch, die Jugendarbeit „Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke“ gesandt, und das Buch, das Verleger Lehmann in diesem Jahre 1935 mit Freude in vierter Auflage erscheinen sah, muß bei ihm den Wunsch erweckt haben, seinen Verfasser kennen zu lernen. Er lud mich in sein Haus nach München ein. Ich lernte ihn und seinen Verlag kennen. In dem Buche war nun die Rassenfrage im Sinne des Rassengedankens des großen Gobineau berührt und einiges über die Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes ausgesagt. Hier knüpften des Verlegers Erwägungen an, die er mir dann auf einem zweitägigen Alpenausfluge allmählich darlegte; nämlich ob ich ihm nicht ein rassenkundliches Buch über die Deutschen schreiben könne. Auf einer Gratwanderung vom Herzogstand zum Heimgarten soll nach Verleger Lehmanns Erinnerung das entscheidende Wort gefallen sein, wonach ich mich bereit erklärte, für seinen Verlag eine „Rassenkunde des deutschen Volkes“ zu verfassen, zugleich aber mit ihm erwog, wie ich mich für einige Jahre aus verschiedenen ins Auge gefaßten Berufsplänen lösen könne, um ganz dem Buchplane zu leben. Unterwegs hatte der Verleger mich öfters nach Rassenmerkmalen bei uns begegnenden Bauern und Wanderern gefragt und aufmerksam prüfend meinen Erläuterungen zugehört. Das war, wie mir später klar wurde, die Prüfung, der er mich unterwarf.

Nach Rückkehr von unserer Wanderung besuchten wir von München aus die bekannten Erbgesundheitsforscher Ploetz und Lenz, die in der Nähe Münchens wohnten. Dort setzte mich der Verleger Lehmann dem Gespräche dieser beiden Männer aus und lauschte wieder. Ich weiß noch, wie der heutige Berliner Professor Lenz mich über meine Auffassung von der Frage einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ frug, und wie ich mich dabei so ungeschickt ausdrückte, daß ich heute älteren Studierenden solche Antworten nicht verzeihen würde. Im ganzen muß aber Verleger Lehmann mit meiner Haltung gegenüber Ploetz und Lenz doch zufrieden gewesen sein, denn er blieb bei seinem Plane und blieb auch dabei, als nun die bekannten „Fachleute“ — ich meine damit diejenigen, die sich an ihrem Fache hochgerankt haben, um nun von oben herab alles ringsum abzuurteilen — den Verleger vor mir und vor dieser ihnen an sich „unmöglich“ erscheinenden Aufgabe einer solchen Rassenkunde nachdrücklichst gewarnt hatten. Als Geschäftsmann hat sich Lehmann ja auch in diesem Falle nicht getäuscht, denn das Buch wurde viel gekauft, obschon ich heute für die ersten Auflagen den Fachleuten und „Fachleuten“ selbst weitgehend recht geben muß. Gegenüber den späteren Auflagen und mehr noch den späteren Büchern, die der Verlag Lehmann — immer unter größtem und gütigstem Anteil seines Leiters — aus meiner Verfasserschaft herausgegeben hat, hat sich dann das Aburteilen auf das von jeher übliche Maß gemildert. Es war aber ein Anzeichen der Anteilnahme dieses Verlegers, wenn er mir immer wieder voll Freude Besprechungen solcher Wissenschaftler zusandte, die früher große Bedenken gehabt hatten.“

Günther erarbeitete sich das zum Verfassen eines so einschneidenden und neuen Werkes, wie es die „Rassenkunde des deutschen Volkes“ war, nötige Fachwissen innerhalb zweier Jahre intensiven Vorbereitens. Er hatte zu diesem

Zweck um Entlassung aus dem badischen Schuldienst nachgesucht und seinen Unterhalt aus den Vorschüssen bestritten, die ihm der Verlag großzügig zur Verfügung stellte. Natürlich war diese Schulung um vieles gründlicher und umfangreicher als jedes durch unzählige andere Dinge abgelenkte, aber vorgeschriebene Hochschulstudium. Er machte Reisen, ging für einige Zeit an das Anthropologische Institut Wien, verbrachte den Rest dieser Zeit in enger Zusammenarbeit mit dem Leiter der dortigen anthropologischen Abteilung, Professor Bernhard Struck, am Museum für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden.

Dann war das Werk fertig. In den Augen der „Fachleute" blieb er zwar „Dilettant" und Außenseiter, denn er hatte sein Wissen außerhalb der vorgeschriebenen Ordnung und ohne die für dieses Studium amtlichen Scheine und vor allem in einer anderen Fakultät, und das war das Belastendste, erworben; aber es gab neben den „Fach"männern auch M ä n n e r, gleich welchen Faches. Der Brief eines solchen ist der, den der Verleger Lehmann unter dem 8. Dezember 1922 an ihn schrieb:

„Verehrter Herr Doktor! Einige Tage Unwohlsein benutzend, habe ich Ihr Buch nunmehr in Ruhe von A bis Z genau durchgelesen. Ich kann mich dem Urteil L u d e n d o r f f s inhaltlich voll anschließen. Mögen Sie im Einzelnen in den Augen der Schulwissenschaft da oder dort einen Fehler gemacht oder ein schiefes Urteil abgegeben haben, als Ganzes betrachte ich das Buch als eine ganz vorzügliche Leistung. Der Form nach ist das Buch in meinen Augen erstklassig und auch der Inhalt ist so zweckmäßig und systematisch zusammengestellt, daß er für viele Tausende unseres Volkes, hoffentlich für Hunderttausende ein Segen wird.

Auch über mich ist manchmal ein Zweifel gekommen, ob Sie berufen und befähigt seien, ein solches Buch zu schreiben, ohne die nötigen Fachkenntnisse zu besitzen. Heute sage ich, ich danke meinem Herrgott, daß ich den richtigen Instinkt gehabt habe und mich nicht durch Einwände meiner rassenkundlichen Fachfreunde habe abhalten lassen, an Ihnen festzuhalten und das Werk von Ihnen vollenden zu lassen."

Im Sommer 1922 erschien das Buch und setzte sich durch. Das Leben entschied gegen die Spekulation, das Volk gegen die Universität und ihre Fakultäten, wie wenige Jahre später gegen das System und seine Parteien.

Schon im Herbst desselben Jahres erschien die zweite Auflage, die weiteren, jeweils nach sorgfältiger Sichtung der gegnerischen wissenschaftlichen Kritik umgearbeitet, zum Teil erweitert, in kurzen Abständen. Im Juni 1923 die dritte, im Herbst 1924 die sechste, im Herbst 1925 die neunte, im Dezember 1927 die zwölfte, im Frühjahr 1930 die vierzehnte Auflage. 1935 liegt die 16. (85—91. Tausend) vor.

Der Verfasser dieses beachtlichen Werkes jedoch mußte noch Jahre darbend heimat- und stellenlos von Ort zu Ort ziehen. Als das Buch erschien, war das Verfassergehalt, das der Verlag als Vorschuß bezahlt hatte, eben aufgebraucht. So verzog Günther im Herbst 1922 nach Breslau, weil man dort in diesem Jahre im Vergleich zu anderen Städten billiger leben konnte, und

war dankbar, mit dem hier lehrenden Anthropologen Mollison in regen und freundschaftlichen Gedankenaustausch treten zu können, zumal Mollison wie Günther in Freiburg zur Schule gegangen war.

Im Frühjahr 1923 siedelt er nach Skien, der Hauptstadt der norwegischen Landschaft Telemark, bekannt als Geburtsstadt Ibsens, über und verlebt hier eine verhältnismäßig ruhige und glückliche Zeit bis 1925, nachdem er sich im Sommer 1923 mit einer Norwegerin, der Tochter Maggen des Studienrats Blom, verheiratet hat. (Der Name Blom läßt sich über viele angesehene Vertreter dieses südnorwegischen Geschlechts bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen.) Die „Rassenkunde Europas" im Herbst 1924, die ins Schwedische und Englische übersetzt wurde, und „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" (Juli 1925) sind das Ergebnis dieser Schaffensperiode. Jetzt gibt er auch die schon öfters zitierte Sammlung seiner Jugendgedichte, deren Mehrzahl schon in der Vorkriegszeit entstanden war, unter dem Titel „Lieder vom Verhängnis", Jungdeutscher Verlag, Kassel, heraus. Sie sind, wie die angeführten Verse zeigen, herb, eigenartig und schwernehmend.

Der Auftrag, im Rahmen des dortigen schwedischen Staatsinstituts für Rassenbiologie Gastvorlesungen an der Universität Uppsala zu halten — es ist für den Zustand der deutschen Universität bezeichnend, daß ihr hier das Ausland zuvorkam —, die Gelegenheit, dort Kurse in Anthropometrie zu halten und andere laufende Zeitschriften zu übernehmen, führte im Herbst 1925 zu einer Übersiedelung dorthin. „Der Umgang mit dem bekannten Vererbungs- und Rassenforscher Prof. Lundborg, die reichhaltige Universitätsbibliothek und dazu die Bücherei des Rassebiologischen Instituts mit den neuesten Fachzeitschriften waren neuem Schaffen sehr förderlich", schreibt Günther selbst über diese Zeit. Im Herbst 1926 zieht er nach Lidingö, einer Insel vor Stockholm, von der aus ein Straßenbahnzug gerade vor die Königliche Bibliothek führt. Inseleinsamkeit und intensives Lesen, Denken und Forschen — für einen Günther die Schwelle zum Paradies. Die Sommerfreizeit wird an der See verbracht. Seine Frau schenkt seinem ersten Töchterchen das Leben. Ein Urlaub führt in die Landschaft Dalarne. Auf den bei dieser Gelegenheit gesammelten rassenkundlichen Beobachtungen fußend, kann er einige Jahre später den von Kern geprägten Namen „Dalische Rasse" für den schwereren Schlag der nordischen erfolgreich angreifen und durch den besseren „fälische Rasse" ersetzen. Aus dieser Zeit stammen die Bücher „Adel und Rasse" (Frühling 1926), „Rasse und Stil" (Herbst 1926). 1927 veröffentlicht er zusammen mit Prof. Eugen Fischer das Ergebnis eines Preisausschreibens „Deutsche Köpfe nordischer Rasse". Aber die Buchhonorare reichen zum Lebensunterhalt seiner Familie nicht aus. Im Sommer 1928 wird Günthers wirtschaftliche Lage so traurig, daß ihm die Haltung einer eigenen festen Wohnung nicht mehr möglich ist. Er lebt, teils die Gastfreundschaft von Freunden in Anspruch nehmend, bald in Deutschland, bald in Norwegen. Trotzdem geht die zähe Arbeit für ein wissenschaftlich fest unterbautes, abgerundetes rassisches Weltbild als Erneuerungsquell für sein Volk unermüdlich weiter. Herbst 1928 erscheint „Die Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes", im Herbst 1929 folgt die „Rassenkunde des jüdischen

Volkes". Daneben entstehen „Plato als Hüter des Lebens" (1928) und der „Volksgünther", die kleine billige Ausgabe der „Rassenkunde des deutschen Volkes" für jedermann. Im Frühjahr 1930 gibt er notgedrungen seine Freiheit auf und läßt sich in den Dienst des Realgymnasiums in Dresden-Blasewitz einstellen, wenn auch nur als Aushilfslehrer mit halbem Gehalt, damit ihm doch wenigstens neben dem Unterricht noch etwas Zeit zu eigener wissenschaftlicher Arbeit übrig bleibt.

Da erreicht ihn aus Thüringen der Ruf des ersten nationalsozialistischen Ministers und ernennt ihn zum ordentlichen öffentlichen Professor für Sozialanthropologie, ein Begriff, den der Begründer der deutschen Rassenhygiene, Alfred Ploetz, vor Jahrzehnten geprägt hat.

Die Universität sträubt sich bis zum äußersten gegen den Eingriff in ihre mit Patina überzogenen Vorstellungen und Rechte, aber beide werden durch die Kraft einer neuen Zeit mit gesünderen Instinkten durchbrochen. Im November 1930 findet die feierliche Antrittsvorlesung in der Aula der Jenenser Hochschule mit dem Thema „Über die Ursachen des Rassenverfalls des deutschen Volkes seit der Völkerwanderungszeit" statt. Adolf Hitler wohnt ihr persönlich bei. Die Vorlesung ist überfüllt. Kurz nachher hält Hermann Göring von der Türüberdachung eines Gasthauses, wo Günther mit den Ehrengästen zu Mittag speist, eine Ansprache an die dichtgedrängte Menge über das Nahen einer neuen Zeit, abends zieht die Studentenschaft im Fackelzug an Günthers Wohnung vorüber.

Altes und neues Deutschland rücken voneinander ab, und die Fronten werden wieder einmal deutlich sichtbar.

Für Günther beginnt eine Zeit anspannender Tätigkeit. Vorlesungen, Seminare, Übungen fordern Zeit und Vorbereitung. Sie sind anfangs beängstigend überfüllt. Aber Günther ist keine Sensation, sondern ein Mitarbeit fordernder Denker. So geht bald wieder, wer nur neugierig war, und nur wer lernen und sich für die Durchsetzung einer neuen Wissenschaft vorbereiten will, bleibt. Auch in der Professorenschaft tritt eine Ernüchterung ein. Man sieht, daß der Mann, den man zur Wahrung der „Objektivität" als Scharlatan verschrien hatte, eine achtunggebietende Persönlichkeit ist, und beginnt höflich zu sein; erst zu grüßen und sich dann sogar zu unterhalten.

Aber die Systemzeitungen hetzen und rasen weiter.

Die Parole des „Berliner Tageblattes" von einem „Angriff auf die Wissenschaft", einem „Lehrstuhl für Antisemitismus", besetzt mit Günther, einem „fanatischen Ignoranten", macht Schule, geht in alle marxistischen und klerikalen Winkelblätter über und trägt Früchte.

Am 10. Mai 1931 wird ein Attentat auf Günther verübt. Als er abends mit seiner Frau von einer Versammlung heimkommt, folgt ihm eine dunkle Gestalt. Günther und seine Frau sind unwillkürlich beunruhigt, denn die Gegend, wo sie wohnen, ist sonst menschenleer. Da, als Günther den Schlüssel ins Gartentor steckt, krachen mehrere Schüsse. Günther wendet sich sofort dem Halunken zu, schreit ihn an und stürmt auf ihn zu; der Kerl geht in Hockstellung und schießt wieder. Frau Günther ruft um Hilfe. Günther sorgt, daß sie verwundet ist und springt zu ihr zurück. So entkommt der

Attentäter. Günther selbst ist am Arm verwundet und wird in die Chirurgische Klinik eingeliefert. Die Wunde ist nicht unerheblich und heilt infolge einsetzender Eiterung erst nach längerer Behandlung.

Die Polizei ist inzwischen des Täters habhaft geworden. Es ist der 18jährige Österreicher Karl Dannbauer, der, arbeitslos geworden, sich an einem „Vertreter des Kapitalismus rächen wollte" und dessen Aufmerksamkeit durch die Pressemeldungen auf Günther gelenkt war. „Dabei habe ich mich in meinem Leben wohl mehr halbhungrig in Volksküchen bewegt als dieser junge Mann", schreibt Günther in einem Brief. Aber es ist kennzeichnend, daß die Pistole in Wien gekauft wurde, der Hauptstadt des Landes, wo die geistige Atmosphäre von Marxismus und politischem Katholizismus und ihrem Haß gegen jedes lebensgesetzliche Denken und Erwachen auch heute noch beherrscht und vergiftet wird.

Aber diesmal mißlingt der Versuch. Und die jüngsten Bücher des Verfassers bringen neue erfolgreiche Vorstöße gegen die tausendjährigen hohlen Bollwerke der rassenfeindlichen Allianz. Die inzwischen zum Mark des deutschen Staates gewordene nationalsozialistische Bewegung formt aus Günthers Schriften für die Gesetze und das Geschichtsbild des Dritten Reiches Grundlage um Grundlage.

Im April 1933 erscheint der Minister Frick gewidmete, straff gefaßte Vortrag „Volk und Staat in ihrer Stellung zur Vererbung und Auslese".

Im September des gleichen Jahres bringt er das mit großer Spannung erwartete Buch „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" heraus, das in seiner unerschütterlichen Quellenkenntnis und Belegsicherheit auch die letzten sachlichen Gegner aus dem Felde schlägt.

1934, im April, folgt die Alfred Rosenberg gewidmete Schrift „Die Verstädterung", mit dem erläuternden Untertitel: „Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung und Gesellschaftswissenschaft", und im selben Monat die „Frömmigkeit nordischer Artung".

Schon gleich bei der Gründung der „Deutschen Glaubensbewegung" unter der Leitung Professor Wilhelm Hauers im Herbst 1933 hatte sich Günther dieser angeschlossen und sich ihr — von den Klerikalen jeder Schattierung auf das Niederträchtigste bekämpft und verketzert — als Redner zur Verfügung gestellt. Die letztgenannte Schrift ist in ihrer auf den rassenkundlichen Ergebnissen der „Indogermanen Asiens" aufbauenden sachlichen, aber unmißverständlichen Folgerichtigkeit und adeligen Haltung ein Beispiel der durch die letzten Jahrtausende hindurch sich immer wiederholenden Antwort des priesterfreien deutschen Menschen auf die betäubenden Dunstschwaden des Orients. Diese Rede ist, wie Rosenbergs „Mythus" „niemand gesagt, denn der sie schon sein nennt als eigenes Leben, oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens" (Meister Eckehart).

Die „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" (Frühjahr 1935) erscheint auf dem Büchermarkt. In ihrer Problemstellung greift sie, wie alle bisherigen Schriften des Verfassers, den Feind an seiner empfindlichsten Stelle an. So trägt das letzte Kapitel dieses zur Zeit letzten Buches die

kämpferische Überschrift: „Die Zerstörung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum".

Im Sommer 1935 ist Günther dem Minister, der ihn nach Thüringen gerufen hatte, nach Berlin gefolgt und steht so, besonders seit der Nürnberger Ehrung, für jeden Nationalsozialisten sichtbar, allen aus weltanschaulichem Haß geborenen feindlichen Intrigen alter und jüngster Vergangenheit zum Trotz, fester denn je im engsten Ring des nationalsozialistischen Geistesgutes. Sein Erbe in Jena und Thüringen aber ruht in sicherer Hand ihm kampfverbundener Männer. Dem bahnbrechenden Rassenprogrammatiker Günther unter der Ministerschaft Fricks in Thüringen ist ebenfalls in Thüringen, das damit zum traditionellen Land rassischer Vorarbeit in Deutschland wird, der bahnbrechende Praktiker Astel unter der Statthalter- und Gauleiterschaft Sauckels gefolgt.

Und die Errichtung des Thüringischen Landesamtes für Rassewesen unter Astel in Weimar im Sommer 1933 als erster, rassische Forderungen in größtem Umfang und mit modernsten Methoden verwirklichender Behörde eines deutschen Landes wird ebenso in die nationalsozialistische Geschichte eingehen wie die Errichtung der ersten nationalsozialistischen Professur für Rassenkunde (Sozialanthropologie) unter Günther an der Hochschule des gleichen Landes drei Jahre vorher. Denn das Ringen um den Sieg rassischer Erneuerungsarbeit, deren erster Herold und Schwertführer Günther war, wird nur durch die erfolgreiche Verwirklichung des Geforderten entschieden. Keiner sieht das klarer als Günther selbst, der aus dieser skeptischen Sicht heraus seit je den Ansporn zu nicht rastendem geistigem Weiterschaffen und Nachstoßen gewann. So leidenschaftlich, den Leser Mut machend und ihn aufrufend seine Bücher sind, so skeptisch, sorgend und auf Rückschläge gefaßt ist der Verfasser. Er selbst ist von genialem, man kann es wohl nicht anders nennen als „Instinkt" geführt, den Weg vom Geisteswissenschaftler zum Naturwissenschaftler gegangen und hat damit die jede „Lebenswissenschaft" einengenden Schranken der mittelalterlichen Fakultätseinteilung gesprengt. Er hat den erst intuitiv proklamierten heldischen Gedanken — naturwissenschaftlich unterbaut — im „nordischen Gedanken" in die dem 20. Jahrhundert der Rasse und Auslese entsprechende Form gegossen. Er ist dann mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Rassenkunde — und das hebt ihn über Gobineau hinaus — in jedes Gebiet der Geisteswissenschaft zum Angriff vorgestoßen, ohne das das Tiefste im Menschen anrührende Gebiet der Philosophie, des Weltbildes und der Frömmigkeit zu übergehen.

Er hat das fertig gebracht, aber werden es die, die um ihn leben als Zeitgenossen und die nach ihm kommen als Nachfahren unserer Zeit, auf Grund ihres ererbten Wesens auch fertig bringen? Wird es gelingen, die in den Reihen der nationalsozialistischen Bewegung zusammengefaßte Auslese nach dem Sieg der Macht zu rassenbedachter Gattenwahl und zu einem Geburtensieg der erblich Besten zu führen? Wird es gelingen, aus dieser Auslese des Augenblicks eine Auslese der Ewigkeit gesunden deutschen Blutes zu machen? Ist unser Volk fähig, diese höchste zeitlose indogermanische Frömmigkeit in sich wachsen zu lassen? Das sind die Fragen, die Hans F. K. Günther —

die eigentlich jeden, der mit dem „Schlüssel zur Weltgeschichte" Schlüsse zu ziehen gelernt hat, bewegen. Die verheißungsvollen Anfänge in Thüringen lassen auf eine positive Beantwortung dieser Fragen hoffen.

III. Der Durchbruch

1. Der Einbruch in die Naturwissenschaft.

> „Es herrscht unter uns eine jämmerliche Unbildung in den Dingen der rassischen Verschiedenheiten und des rassischen Aufbaues unseres Volkes... Fast in allen wissenschaftlichen Werken wird noch immer verwechselt: Rasse und Sprache, Rasse und Glaubensbekenntnis, Rasse und Staatsangehörigkeit."
>
> Günther, Ritter, Tod und Teufel". 1920, S. 137/138.

„Die nordische Rasse war gering an Zahl in einem kleinen Gebiet um die Ostsee herum urheimisch. Südlich von ihr saßen und sitzen im Abendlande noch zwei Rassen, die man die alpine und die Mittelmeerrasse genannt hat. Das deutsche Volk hat Blut aus allen drei Rassen in seinem Volkskörper." Dieser Satz in dem Kapitel von „Ritter, Tod und Teufel", das im Verleger Lehmann den Gedanken geweckt hatte, von Günther die erste „Rassenkunde des deutschen Volkes" schreiben zu lassen, enthält, von einem Geisteswissenschaftler gesagt, in kürzester Form das, was das deutsche Volk über die Grundlagen seines leiblichen und seelischen Daseins wissen muß. Trotzdem es seit Jahrzehnten eine exakte naturwissenschaftliche Anthropologie gab, die im Knochenmessen und der Beobachtung einer Vererbung einzelner Teile des Menschen eine große Gelehrsamkeit entwickelte und auch über die Menschen ferner Erdteile einiges zu sagen wußte, war keiner dieser „Naturwissenschaftler" in der Lage gewesen, seinem Volk das für seinen Daseinskampf so nötige Wissen um seine rassischen Bestandteile und deren Wandlung durch eine unterschiedliche Fortpflanzung nahezubringen. Warum? Weil man über der Zerfaserung (Analyse) des Lebens und dem Vielwissen von Einzelheiten, dem Leben selbst hilflos gegenüberstand. Der Naturwissenschaftler, indem er wohl die einzelnen chemischen und physikalischen, biologischen und mechanischen Vorgänge in der Natur sah und beschrieb, den Sinn seines Wissens und Beschreibens für sich selbst und die Fortpflanzungsgemeinschaft seines Volkes aber nicht mehr wußte, in der Meinung, er dürfe sich als zur Beschäftigung mit der „Materie" verurteilter „Materialist" um den Ablauf von Geschichte, Politik und Gesittung nicht kümmern, denn das gehörte nach Ansicht der Zeit zum Gebiet der Geisteswissenschaft. Der Geisteswissenschaftler aber baute Hypothese um Hypothese, Luftschloß um Luftschloß abstrakter Konstruktionen in den leeren Raum, ohne sich um Voraussetzung und Auswirkung der natürlichen Grundlagen allen Geistes, den Menschen und seine verschieden befähigten Rassen, ihren Wandel, ihr einander Ablösen und Vergehen zu kümmern. Das war ja Sache des „Naturwissenschaftlers". So herrschte ein Gespaltensein, man möchte fast sagen, eine Art Schizo-

phrenie, in unserem Bildungsaufbau, die auf die Dauer zu Lebenserhaltung und politischem Erfolg unfähig machte.

Günther dagegen tat nichts anderes, als daß er mit guten deutschen Worten den Volksgenossen für die Dinge, die er auf Grund seines Wissens für die Zukunft unseres Daseins für entscheidend hielt, die Augen öffnete und sie sehen lehrte, sehen die rassischen Unterschiede an sich selbst, die sie als Bauern und Züchter, als Naturliebhaber und Naturwissenschaftler, als Künstler und Beobachter an Tier und Pflanze selbstverständlich zu sehen gewohnt waren. Vorher war er selbst den Weg gegangen, den im nationalsozialistischen Deutschland jeder Geisteswissenschaftler, wenn er kein Narr sein will, wird gehen müssen. Er hatte sich die zur Beurteilung jeder menschlichen Tätigkeit (gleich ob Recht, ob Wirtschaft, ob Geschichte, ob Kunst, ob Erziehung oder was sonst) nötige Natur-Wissenschaft über den Menschen nach Abschluß seines geisteswissenschaftlichen Studiums selbst angeeignet. Mit diesem freiwilligen Wissen ausgerüstet, kehrte er dann später als Angreifer in die Geisteswissenschaft zurück, nachdem er die Naturwissenschaftler auf Grund seiner Fähigkeit, noch das Ganze zu sehen, auf ihrem eigenen Gebiet belehrt hatte, was sie ihm wohl heute noch nicht ganz vergessen haben. Dazu hatte ihn das befähigt, was künftig jeder nationalsozialistische Naturwissenschaftler, will er nicht nur eine Wissen ausscheidende Maschine sein, wird tun müssen; nämlich sich mit den gewaltigen Geistestaten und der ewigen Gedankenwelt der indogermanischen Menschheit vertraut gemacht, deren letzter Träger heute unser germanisches Volk ist, und dessen leiblicher und stofflicher Erhaltung zu dienen jeder Naturwissenschaft erst den Sinn gibt.

Nur durch diese Wiedervereinigung der auseinandergerissenen abendländischen Schulen zu einer sinnvollen Leib-Seele-Einheit im Sinne des vorchristlichen großen arischen Denkers Plato ist Günther das gelungen, was der alte Verleger Lehmann von Günthers Wirkung auf die deutsche Anthropologie schreibt, was aber darüber hinaus, angeregt durch Günthers Rassenkunde, für die Umstellung unserer gesamten Hochschulwissenschaft in eine nationalsozialistische Wissenschaft zu gelten hat*:

„Durch Günthers Tätigkeit ist die ganze deutsche Anthropologie aus ihrer versteinerten Form, in der sie sich viele Jahrzehnte befunden hat, herausgelöst worden. Während früher die deutschen anthropologischen Institute sich fast ausschließlich dem Studium fremder Völker widmeten und in den anthropologischen Instituten sich Sammlungen von Lichtbildaufnahmen unzähliger Völkerschaften, vom Eskimo angefangen bis zum Hottentotten, befanden, ist dies durch den von Günther herbeigeführten Umschwung der öffentlichen Meinung anders geworden."

Das ist die geschichtliche Bedeutung von Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes".

Man hat von seiten der „alten Wissenschaft", soweit man sich nicht wie Merkenschlager in sinnlosen und unflätigen Pöbeleien erging, nachdem

* Aus „40 Jahre Dienst am Deutschtum". München 1930. S. 42.

man die glänzende Darstellungsweise und tatsächliche Richtigkeit zugeben mußte, Günther immer wieder die „Originalleistung“ in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“ absprechen wollen. Man wollte, nachdem man selbst zu einem solchen Werke unfähig gewesen war, so tun, als sei alles, was er da sage, nichts Neues und einem längst bekannt. Man hat von gleicher Seite später Ähnliches bei Rosenbergs „Mythus“ versucht. Aber ganz abgesehen davon, daß Günther unendlich viel bringt, was keiner vor ihm gebracht hat, daß er Rassen neu, richtiger und verständlicher benennt, durch Bildmaterial belegt und reinlich gegeneinander abgrenzt und viele wesentliche Gedanken und Beobachtungen als erster niederlegt, wäre auch das bloße Zusammenfassen des chaotischen Wissens zu einer klaren, Folgerungen und Handlungen nach sich ziehenden, verständlichen Darstellung eine Originalleistung gewaltiger Art. Auch die Begleiter Alexanders des Großen verkündeten nach geschehener Tat, sie hätten den Gordischen Knoten ebenso gut durchhauen können, wie der große Macedonenherzog. Auch die Tafelrunde des Kolumbus sah geringschätzig auf das eingebeulte, aber auf der Spitze stehende Ei, und meinte großspurig, „das wäre doch keine Kunst“. Aber die Leistung und der Gedanke zu ihr sprang aus dem Hirn eines genialen Mannes und eben nicht aus den Allerweltsköpfen nachbetender „Zeitgenossen“ von einst und jetzt.

Schließlich sei das Urteil zweier bedeutender, „legaler“ Gelehrter angeführt, deren bedeutendes Werk, die „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“, wohl auch kaum ohne die Vorfeldbereitung durch Günthers Rassenkunde zu der erfreulichen Verbreitung und Auswirkung, die es verdient, gekommen wäre: Eugen Fischer und Fritz Lenz.

Der erstere schrieb in der „Zeitschrift für Morphologie“ über Günthers „Rassenkunde Europas“: „Wer irgendwie über Rassenfragen in Europa arbeitet, muß dieses Buch gründlich studieren; es enthält eine Menge, auch für den anthropologischen Forscher neuer, origineller Beobachtungen und Ergebnisse. Rein wissenschaftlich wirkt das Werk durch Herausstellung scharfer Behauptungen, Vorführungen des ganzen Materials und der Probleme, auch vieler erstmals aufgenommener Fragen außerordentlich anregend und befruchtend.“

Und der zweite, als ein sein Urteil ungeheuer abwägender und vorsichtiger Mann bekannt, meint über die „Rassenkunde des deutschen Volkes“, sie sei „die beste Sammlung mitteleuropäischer Rassenbilder, die es gibt“. Und bei der 12. Auflage desselben Buches endlich: „So ist es in steigendem Maße auch für den Fachmann wertvoll geworden.“

Lehmann schreibt dazu treffend: „Seine Gedanken sind heute ‚universitätsfähig‘ geworden und namhafte Fachleute treten heute für den einst als ‚dilettantischen Philologen‘ verschrienen Forscher mit warmer Anerkennung ein*.“

Und ich möchte erklärend hinzusetzen: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt, der lange Weg von der ‚Universität des liberalen Wertmaßstabes‘ zu der

* „40 Jahre Dienst am Deutschtum“. Lehmann, München. 1920. S. 42.

„Hohen Schule des deutschen Lebens' in eine ‚politisch-biologische Wirklichkeit' entschuldigt euer Säumen." Günther aber war und ist für sie alle wegweisend gewesen.

In seiner Rassenkunde klärt er vor allem zuerst einmal den Begriff „Rasse" und grenzt ihn gegen Volkstum, Sprachfamilie, Konfession, Staat und anderes mehr ab, womit er von Laien und Fachleuten — leider auch heute noch — immer wieder verwechselt wird.

„Eine Rasse stellt sich dar in einer einheitlichen Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen (in solcher Weise zusammengefaßten) Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt."

Bei der Benennung der Rassen kommt es ihm nicht darauf an, den Volksgenossen unverständliche Fremdworte wiederzugeben, sondern schon durch eine sprechende Benennung die Herkunftsrichtung der Rassen, die in die nordische Grundsubstanz unseres Volkes eindrangen, klar zu machen, um dann von jeder Rasse mit festen Strichen, durch reiches Bildmaterial belegt, ein nicht wieder zu vergessendes Bild zu zeichnen.

Die erste Auflage beschreibt die nordische, die westische, die ostische und die dinarische Rasse, in der 6. Auflage kommt die ostbaltische, in der 12. die fälische und sudetische hinzu. Es ist durchaus möglich, daß bei genauerer Durchforschung unseres Volkes noch mehr Rassenbenennungen nötig werden, indem diese oder jene bereits vorhandene Gruppe in einige Untergruppen unterteilt wird. Es kann ebensogut sein, daß wir mit den heute geläufigen Benennungen auskommen. Einteilung und Benennung einer Art von Lebewesen einschließlich des Menschen in einzelne Rassen ist ja immer eine Sache der Zweckmäßigkeit und Übereinkunft. Wesentlich ist, daß die herausgestellten Unterschiede sicher erblich und für die Bevölkerungspolitik und die Herbeiführung einer unterschiedlichen Fortpflanzung bedeutungsvoll und ausschlaggebend sind. Das aber steht heute zweifelsfrei fest, daß die von Günther gegebene Einteilung der Rassen zur Zeit die wissenschaftlich klarste und begründetste ist und man mit ihr am besten lehren und arbeiten kann. Und mit dieser Eigenschaft hat sie sich im nationalsozialistischen Deutschland durchgesetzt, wie denn auch die zünftige Wissenschaft mehr und mehr, von einigen ehrgeizigen Besserwissern abgesehen, Günthers Bezeichnungen übernimmt.

Von Meßpunkten und Zahlen, die in der alten Anthropologie die Hauptsache ausmachten, gibt Günther nur das Allerwichtigste, ohne sich darüber Täuschungen hinzugeben, daß sie für die Auswertung wissenschaftlicher Untersuchungen unentbehrlich sind.

Um so größeren Wert legt er auf die Schulung des Blickes, das „Sehen" und Beobachten bei seinen Lesern, das ja diesen in einer dem Natürlichen so entrückten Zeit weitgehend abhanden gekommen war.

Hinter all dem Sehen und Beobachten der Form aber steht das Wissen, das wieder eine „Originalleistung" Günthers ist — die alte Anthropologie interessierte das wenig —, daß mit bestimmten Körperformen auch bestimmte geistige, seelische und charakterliche Dinge erblich verbunden sind, die sich nach den Mendel'schen Gesetzen bei starker Mischung zwar getrennt

vererben können, bei den unvermischten Rassen aber zusammengehören, wie das brennende Material mit Farbe und Art einer bestimmten Flamme. Erst daraus folgt, daß an bestimmte Rassen bestimmte Kulturen und politisch-geschichtliche Ereignisse gebunden sind und daß mit dem Zugrundegehen oder dem Neueindringen einer Rasse, mit der Überschichtung oder Vermischung zweier oder mehrerer Rassen die Leistungsfähigkeit und die Leistungs- und Denkungsweise einer Bevölkerung sich verschiebt und verändert, wächst oder sinkt.

So tritt neben die leibliche Beschreibung jeder Rasse eine ungeheuer kennzeichnende und feine seelische Charakteristik, die jedem, der sie in sich aufnimmt, eine Binde von den Augen reißt, so daß er die Welt um sich, die Politik und Geschichte, die Vergangenheit und Zukunft in völlig neuem Lichte vor sich sieht, ganz gleich, welchem Beruf er angehört. Rassenkunde ist der Schlüssel zur Weltgeschichte, und Rassenlenkung der Schlüssel zur Weltpolitik, ist die neue Erkenntnis, die jedem, der sie begreift, nie geahnte Aufschlüsse und Folgerungen auf seinem Arbeitsgebiet, welches es auch sein mag, eröffnet. Doch er muß sich Seite um Seite in Günthers Werk vertiefen und dann alles bisher Gelernte umlernen, denn die neue Sicht macht alles das, was er in den Schulen der vergangenen Zeit gelernt hat, fragwürdig und unwesentlich.

Dabei ist Günther in seinen Behauptungen gründlich wie kaum ein anderer. Sorgfältig baut er ein Kapitel auf dem Ergebnis des vorhergehenden auf und seine „Rassenkunde des deutschen Volkes“ leitet nach eingehender Schilderung der einzelnen Rassen über zu dem wichtigen Abschnitt über Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen, das Mischlingsproblem und die Rassenkreuzung. Sie gibt eine Verteilung der Rassen über das Gebiet der deutschen Sprache in sorgfältigen Karten, sie geht in die Vorgeschichte zurück und schildert die Rassen Alteuropas und das Entstehen der nordischen Rasse. Sie umreißt nach Ausführungen über die Rassengeschichte der keltischen und germanischen Stämme die Rassengeschichte des deutschen Volkes, um dann die gegenwärtige Lage des deutschen Volkes vom Standpunkt der Rassenkunde zu betrachten und endlich — ein für den Wissenschaftler alter Prägung unmögliches Unterfangen, für den nationalsozialistischen Wissenschaftler der Prüfstein seiner Eignung und Fähigkeit — die Aufgaben für die heute Lebenden hart und nüchtern herauszustellen.

Die „Rassenkunde des deutschen Volkes“ wird von einer „Rassenkunde Europas“ ergänzt, zu der eine Rassenkunde des griechischen und römischen Volkes und eine Rassenkunde des jüdischen Volkes hinzukommen. Im Vorwort zur letzteren — sie war in der Erstauflage der Rassenkunde des deutschen Volkes als Anhang enthalten und wurde dann 1929 zum selbständigen Buch — schreibt der Verfasser:

„Zur Erörterung der Judenfrage und gerade der Judenfrage gehört eine gewisse Einsicht in lebensgesetzliche (biologische) Vorgänge, in das Wesen der Vererbung, von leiblichen und seelischen Erbanlagen, von Rassenkreuzung und von Auslese. Allmählich überzeugen sich immer mehr Menschen davon, wie wenig — besonders gemessen an bisher üblichen Anschauungen,

die schon fast zu Glaubenssätzen geworden waren — die Umwelt im Leben der Einzelmenschen und der Völker bedeutet, wie viel hingegen jeglicher Umwelt gegenüber die Erbanlagen bedeuten. So versucht dieses Buch das Judentum vor allem als eine bestimmte Auswirkung rassischer Erbanlagen und als Ergebnis eines bestimmten Auslesevorgangs zu erweisen, weil der Verfasser überzeugt ist, daß eine gewisse Einsicht in diese Zusammenhänge die Grundlage bilden muß für die Erörterung aller Fragen, die sich aus dem Wesen und Wirken des jüdischen Volkes ergeben haben und ergeben können."

Eine „Rassenkunde des jüdischen Volkes" gab es bis dahin ebensowenig wie die des deutschen. Die Judenfrage wurde durch sie vor aller Welt eindeutig auf die Ebene gestellt, auf die sie gehörte, auf die der Rasse. Wer sich anheischig macht, das Judenproblem wirklich als „Fachmann" beurteilen zu wollen, kann an dem Werk Günthers, als des bedeutendsten Wissenschaftlers auf diesem Gebiet, nicht vorbei, vor allem nicht an dem Kapitel über die „jüdische — nichtjüdische Mischehe" und „Die rassenbiologische Zukunft der Juden". Auch hier geht er nicht an dem Herausstellen der von uns zu meisternden Aufgaben vorbei, sondern schreibt kompromißlos wie immer:

„Oberflächliche Betrachter und solche, die von Vererbungslehre und Rassenkunde noch gänzlich unbelehrt sind, empfehlen zur Lösung der Judenfrage gelegentlich ein „Aufheiraten" der Juden durch die anderen Völker. Sie empfehlen damit Mischehen von der Art, wie sie nach M. Marcuse oben beschrieben worden sind und denken wohl zumeist gar nicht an die bedenklichen Zusammenstellungen von Erbanlagen, die den Nachkommen aus solchen Mischehen zuteil werden können. Ein „Aufheiraten" der Juden wie eine nahezu bedenkenlose Aufnahme der Juden in die Gemeinschaft der abendländischen Völker wären doch nur möglich, wenn die Juden damit auch auf Kindererzeugung verzichteten — eine Bedingung, die niemand im Ernste stellen wird. Daß der Vorschlag des „Aufheiratens" für beide Gruppen, die Juden wie die Nichtjuden, etwas Unwürdiges enthält, ist oben nach den Worten eines zionistischen Juden ausgeführt worden."

Von getarnten Gegnern lebensgesetzlichen Denkens, die sich zur besseren Tarnung den Anschein von „Biologen" und „Anthropologen" gaben, ist Günthers Rassenkunde oft als „starr" und „statisch", ihr System des Grenzverwischens und Hände in den Schoßlegens dagegen als „dynamisch" und „wirklichkeitsnah" bezeichnet worden. Es gibt keinen gröberen Prell- oder Bluff-Versuch als diesen. Gerade weil sich das rassische Bild eines Volkes ohne umsichtige, staatspolitische Lenkung fast täglich „dynamisch" nach einer ungünstigen, zumindest unkontrollierbaren Richtung verschiebt, und weil Günther diese Dynamik als drohendes Verhängnis für unsere Kultur deutlicher sah als alle anderen, hat er die faßbaren Grundkomponenten dieser Dynamik als deutlich erkennbare Bestandteile und Erbstrom-Quell-Gebiete aufgezeigt, damit unserer rassischen Zukunft um des Zusammenhanges mit unserer großen Vergangenheit willen durch ein klares Auslesevorbild eine gewisse ruhige und schöpferische „Statik" verliehen werden kann, im Gegen-

satz zu allen Völkern der Geschichte, die an der „Dynamik“ des Rassenverfalls zugrunde gegangen sind.

Primitiver, aber nicht weniger oberflächlich ist die Befürchtung, das deutsche Volk würde durch die Selbsterkenntnis der in ihm vorhandenen rassischen Verschiedenheit in neue Spaltungen und Gegensätze hineingerissen. Begreiflich ist allein, daß sich viele der zur Systemzeit herrschenden Persönlichkeiten durch Günthers deutliche aber stichhaltige Zeichnung ihrer Rasse getroffen fühlten. Von einer Zerreißung des Volkes durch rassische Erkenntnis kann aber darüber hinaus bei gründlicher Überlegung nicht die Rede sein. Das Hinweisen auf die Schädlichkeit der vorhandenen Systemparteien hat diese nicht erhalten, sondern vernichtet. Auch der Hinweis auf die seelische Zerrissenheit als Folge wahlloser Rassenmischung wird alle Einsichtigen zu größerer Sorgfalt bei ihrer oder ihrer Söhne und Töchter Gattenwahl aufrufen, ja, hat das schon weitgehend getan und damit ein engeres Zusammenwachsen in Richtung auf das erkannte Rassen- und Leistungsvorbild in Kindern und Kindeskindern in die Wege geleitet. Tatsächlich unüberbrückbare Rassengegensätze haben sich aber nie totschweigen lassen, sondern wirkten schon durch ihr bloßes Vorhandensein, nur daß man ihre Ursachen bisher oft nicht erkannte und sie deshalb mit aussichtslosen Mitteln zu beseitigen suchte. So wird das Zusammengehörigkeitsgefühl im deutschen Volke sowohl untereinander als mit den großen nordischen Gestalten der deutschen Geschichte, durch das Bewußtwerden der gemeinsamen nordischen Grundlage, auf der allein unser Volk zu wachsen vermochte und auch in Zukunft zu wachsen vermag, gewaltig gestärkt. Gewiß, es wird auch einige geben, die so wenig diese gemeinsamen Grundlagen ihr Eigen nennen, daß sie jedes rassische Erwachen zu sabotieren versuchen. Auf sie Rücksicht zu nehmen aber, hieße willig in den Rassentod gehen.

Kennzeichnend dabei ist, daß das Volk ganz eindeutig sein Urteil gerade zu diesen Fragen gesprochen hat. Es ließ sich nicht von den sinnlosen Wuttiraden der Saller, Merkenschlager, Karl Felix Wolf und wie sie alle heißen, die gegen Günther zu Felde gezogen waren, von den von Günther herausgestellten rassischen Wahrheiten abbringen, sondern nahm sie als das durch fremde Weltanschauungen zwar verschüttete, in seinem Blute aber — soweit es nordisch war — nur schlummernde alte Wissen freudig wieder auf. Und so wenig eine mittelalterlich-lebensfeindlich bestimmte Universität es vermocht hatte, ihre „Anthropologie“ ins Volk zu tragen, so sehr wird jetzt durch die aus dem Volke geborene nationalsozialistische Bewegung die Günther'sche Rassenlehre vom Volk aus auf seine Hochschulen gebracht, mit dem festen Willen, sie, nachdem sie über die 120000 der „Kleinen Rassenkunde des deutschen Volkes“, des „Volks-Günthers“, zu den geistig rührigen Kräften jedes Standes vorgedrungen ist, an den hohen Schulen des Dritten Reiches zur Grundlage jeder Wissenschaft zu machen. Daß man, um Richtlinien für das Handeln der Gesamtheit sowohl wie des einzelnen zu erhalten, nicht nur Feststellungen machen, sondern auch wertende Schlußfolgerungen ziehen muß, besonders wenn es sich um Fragen der Züchtung

— hier der menschlichen Züchtung (ein klareres Wort gibt es für eine planmäßige unterschiedliche Fortpflanzung nicht) — handelt, mußte ja gesund denkenden Menschen einleuchten. Zumal im Herzen jedes, der den Namen „Volksgenosse" voll für sich in Anspruch nehmen kann, das Bild des „echten Deutschen" ebenso aufgerichtet ist, wie es den Franzosen geläufig war, als sie den vorwiegend nordischen Schlageter einen „echten, blonden Deutschen" nannten. Dieser folgerichtige Schluß aus Günthers Rassenkunde führt zum nordischen Gedanken, wie ihn Günther am Ende seiner „Rassenkunde Europas" (1. Aufl.) allen Völkern germanischen Ursprungs zu denken aufgibt: „Der Weltkrieg war für alle von ihm betroffenen Völker eine Entnordung und erbgesundheitliche Schwächung, die den Einsichtigen erschauern machen — die aber aufmerksam verfolgt werden von allen Völkern außereuropäischer Rassen, welche das Aussterben der Führerschichten Europas herbeiwünschen und mit diesem Wunsch ihre Gemeinsamkeit pflegen.

Der tief eingreifenden Entnordung des Völkerkrieges folgte in allen abendländischen Völkern, auch den nicht am Krieg beteiligten, die Entnordung durch den immer höheren Steuerdruck, der gerade die am nordischen Blut reichsten Volksschichten zu weiterer Einschränkung der Kinderzahl zwingt. Das nordische Blut wird — nach einem Ausdruck Grants — im ganzen Abendland nun sehr wirksam weggesteuert. Die wirtschaftliche Zerreibung des Mittelstandes, welche auch den Untergang Roms einleitete, trifft gerade den durch diesen Stand aufsteigenden nordischen Bevölkerungsstrom und drückt dessen Geburtenziffer nieder. Die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse machen ja das Rechnen mit der Staatshilfe unmöglich, welche de Lapouge bei den Menschen ostischer Rasse feststellen konnte.

Nur ein entstehendes Rassebewußtsein der vorwiegend nordischen Menschen kann das Aussterben der nordischen Rasse verhindern. Die Frage ist: *wie erlangen die Menschen vorwiegend nordischer Rasse wieder die höheren Geburtenziffern?* Diese Frage wird, wenn ein neuer Aufstieg folgen soll, in all den Völkern, welche noch genügend nordisches Blut haben, zur ersten Frage werden müssen. Da Frankreich rassisch den Anschluß an seine afrikanischen Bürger und politisch die Freundschaft der Ostasiaten, besonders der Japaner sucht, wird der *nordische Gedanke*, den der Franzose Gobineau als erster erfaßt und zum Leben erweckt hat, wahrscheinlich nur in den *Völkern germanischer Sprache* Aufnahme finden. Ergreifen die Führerschichten dieser Völker den nordischen Gedanken als das ihnen gegebene gemeinsame Gut, so ist die Hoffnung auf eine *Wiedervernordung* der germanischen Völker begründet."

Unser Volk hörte diesen Aufruf in dem Augenblick, wo es willens war, eine *Nation*, d. h. ein seiner Sendung bewußtes Volk zu werden. Und es nahm ihn jubelnd als seine ihm eigene uralte Sendung auf, indem es das nordische Sonnenzeichen des Hakenkreuzes als Symbol eines rassebewußten Lebens zu seiner Reichsflagge machte.

2. Der Nordische Gedanke.

„Wenn alle Männer rein nordischen Blutes, seien es Russen oder Italiener, seien es Engländer, Deutsche, Franzosen, Spanier oder Skandinavier, wenn die Menschen nordischer Rasse es verstanden hätten, so zusammenzustehen, über alle Sprachen, Stände, Gesittungen, Erdteile hinweg, wie die jüdische Rasse es verstanden hat, . . . dann hätte die Geschichte des ganzen Abendlandes und der neuen Welt sich anders gestalten müssen und eine Herrschaft der nordischen Rasse schriebe der Erde ein heldisches Gesetz."

Aus Günther, „Ritter, Tod und Teufel", 1. Auflage. S. 144/145.

Der Nordische Gedanke ist der naturwissenschaftlich, biologisch und rassenpolitisch durchdachte und unterbaute Heldische Gedanke. Wie es oft Männer gegeben hat, bei zunehmender Verstädterung eines Volkes häufiger als bei einer bäuerlichen Gesittung, die wohl alle heldischen Geschehnisse in der Geschichte ihres Volkes kannten, vielleicht sogar als Lehrer deren Daten andere lehrten, ohne je selbst einen heldischen Gedanken zu fassen, geschweige denn zu verwirklichen, so gab es und gibt es unzählige Gelehrte und Laien, die die Rassenkunde von A bis Z beherrschen, Naturwissenschaftler, die die Lebensvorgänge bei Tier und Pflanze exakt zu beobachten und zu beschreiben pflegen, ohne in der Lage zu sein, die Zukunft ihres Volkes und damit den Nordischen Gedanken klar und folgerichtig ins Auge zu fassen. Ja, in demselben Augenblick, in dem diese Menschen auf Grund geprüfter Leistungsfähigkeit einem ihrer Schüler ein „mangelhaft" und dem anderen ein „sehr gut" oder „summa cum laude" ins Zeugnis schreiben, äußern sie dem Rassenpolitiker gegenüber händeringend, man könne es zwar als erwiesen betrachten, daß die Menschen nach Rassen erblich verschieden seien, aber Wertunterschiede zwischen den einzelnen Rassen aufzustellen, sei unmöglich und barbarisch.

Günther begeht — in den Augen dieser Leute — das menschliche und wissenschaftliche Verbrechen, die Grundrasse der Germanen und Indogermanen, die nordische Rasse, als die für uns Deutsche als germanisches und damit indogermanisches Volk wertvollste Rasse zu erklären und ihre Erhaltung und Vermehrung als die für die Zukunft des ewigen Deutschtums unerläßlichste und dringendste Gegenwartsaufgabe zu fordern.

So schreibt er schon in dem „Die Aufgabe" überschriebenen Schlußkapitel der ersten Auflage seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes", S. 353: „Es hat keinen Sinn, den neuen Aufstieg Deutschlands zu wünschen und dabei die rassischen Bedingungen alles neuen Aufsteigens nicht sehen zu wollen oder zu verschweigen. Es hat keinen Sinn, eine Reihe ‚neuester' Gedanken über die ‚Besserung der Zustände' auszusinnen und vorzutragen, ohne dabei zu bedenken, auf welchen Menschenschlag diese Gedanken angewandt werden sollen" und stellt ohne Zaudern fest: „Klar muß ausgesprochen werden, daß — innerhalb des deutschen Volkstums — das nordische Blut das ‚erwünschte'

sein muß, das nicht nordische Blut das ‚mindererwünschte'. Es handelt sich um eine ähnliche Unterscheidung, wie sie die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung macht, für welche ja auch das nordische Blut das ‚erwünschte' darstellt. Aber solch eine Einsicht, gewonnen aus weitester Betrachtung großer, allgemeiner Verhältnisse, richtet sich nicht gegen den einzelnen nicht-nordischen Menschen; sie richtet sich gegen eine Vermehrung des nicht-nordischen Blutes oder besser: sie möchte das erwünschte nordische Blut vor dem Dahinschwinden schützen und dieses erwünschte Blut so entschieden wie möglich fördern. Die Tatsache der Vererbungslehre, ‚daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Erzeuger verschieden ist', diese Tatsache wird grundlegend für jede Betrachtung sein. Es gab und gibt manchen, irgendwie körperlich minder gut oder schlecht beanlagten Einzelmenschen, der dem deutschen Volkstum hohe geistige Werte geschenkt hat, von dem aber der Einsichtige nicht wünschen wird, er möge seinem Volk Nachkommen hinterlassen haben oder hinterlassen. Sein Wert als Einzelmensch ist eben verschieden von seinem Wert als Zeuger, welche Tatsache ihn als Einzelmenschen aber nicht irgendwie entwerten kann. Ebenso wird kein verständiger Mensch den einzelnen nicht-nordischen Menschen minder achten als es diesem zukommt, wenn ihm auch — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen des Völkerlebens — die Fortpflanzung eines solchen Menschen innerhalb eines nordisch-bedingten Volkstums minder erwünscht sein wird als die Fortpflanzung eines gesunden nordischen Menschen."

Er ist sich durchaus darüber klar, daß „auch dieser Gedankengang" „für ein Zeitalter anstößig ist, das den Einzelmenschen als höchsten Wert sieht" und von einem biologischen National-Sozialismus, d. h. dem Dienst des einzelnen Erbträgers am ewigen Erbstrom der gesunden Gesamtheit, nichts weiß und auf Grund seiner mißleiteten Erziehung nichts wissen kann.

So trug ihm neben der „Rassenkunde des deutschen Volkes" seine wohl gestraffteste und durchfeilteste Schrift, „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen", die meisten Feinde ein. Und gerade dieses Buch sollte daher jeder lesen, der den „ganzen Günther" in Kürze vor sich haben will. Bei den Naturwissenschaftlern galt er auf Grund dieses Buches als „Utopist", obwohl er durch sein klares Fußen in der Wirklichkeit der Vererbungslehre und Bevölkerungspolitik und das eindeutige Abrücken von aller nur äußerlichen Blondenschwärmerei und Germanomanie deutlich genug seine durchaus reale und durchführbare Absicht erläutert hatte.

Bei den Geisteswissenschaftlern aber galt er als „Materialist", weil er im Gegensatz zu ihnen in Gemeinschaft mit Platon, Nietzsche und Gobineau nicht eine „metaphysische", d. h. von dem Leben und der Natur möglichst abgelöste, dem Orient entstammte Philosophie, sondern eine mit den ewigen Naturgesetzen in Einklang stehende Weisheit des Lebens und Denkens lehrte. Schon vor Günther hatte es zahlreiche solche Ketzer gegen das Prokrustes-Marter-Bett der mittelalterlich-liberalistischen „öffentlichen" Meinung in Politik, Wissenschaft und Kultur gegeben. Günther nennt sie alle in seinem „Das Erwachen des Nordischen Gedankens" überschriebenen Einführungskapitel, aber

sie alle sind außer an den Widerständen ihrer Zeit daran gescheitert, daß sie entweder als Geisteswissenschaftler wohl die Ideen ahnten, aber die Wege nicht wußten; als Naturwissenschaftler hingegen wohl Wege wußten, aber ohne Kenntnis der Weltgeschichte die Belege für die Richtigkeit dieser Wege nicht fanden und damit nicht die Möglichkeit, um sie über die engen Grenzen ihres Faches hinaus in der Welt der Geisteswissenschaft, zu der ja auch Rechtslehre und Volkswirtschaft gehörten, durchzukämpfen. Erst bei Günther traf das nötige Beherrschen beider Gebiete mit der beginnenden Widerstandslosigkeit der bisher herrschenden fremden Ideenwelt zusammen, so daß er das Wort, das einst die Gräfin Wittgenstein zu Gobineau sagte: „Sie glauben, ein Mann der Vergangenheit zu sein; ich bin fest überzeugt, Sie sind der Mann der Zukunft!" durch sein Wirken ebenso wahr machte wie die ahnungsvolle Voraussage des jüdischen Politikers Walther Rathenau, die dieser schon 1908 in seinen „Reflexionen" niederschrieb:

„Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die aussterbenden oder sich auszehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den Weg beschreiten müssen, den ehedem die Natur selbst beschritten hat, den Weg der ‚Nordifikation' (Vernordung)." — „Eine neue Romantik wird kommen, die Romantik der Rasse. Sie wird das reine Nordlandsblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen."

Nur dadurch, daß Günther die Naturgesetze von Rasse und Auslese in gleicher Weise überblickte wie, weitgehend unterstützt von seiner umfassenden Sprachkenntnis, die Tatsachen der Weltgeschichte, konnte er der schon im „Heldischen Gedanken" angedeuteten, einst besonders von Gobineau und Woltmann schon vor ihm ausgesprochenen Wahrheit gegenüber der Ablehnung beider Richtungen zum Siege verhelfen: daß nämlich die Geschichte machenden Geschlechter der gesamten Weltgeschichte, angefangen von Indien, wenn nicht gar der frühesten Vergangenheit Ostasiens, über Persien, Griechenland, Rom, Frankreich bis zu uns in Deutschland, nordischen Blutes waren. Er hat es für die führenden Schichten Deutschlands in seinem, den Nordischen Gedanken ergänzenden „Adel und Rasse" besonders eingehend ausgeführt, er hat es in gleicher Weise in seiner „Rassenkunde des hellenischen und römischen Volkes" einwandfrei für Griechenland und Rom, in den „Indogermanen Asiens" und der „Rassenkunde Europas" für die übrige indogermanische Welt belegt. Und er hat in den gleichen Werken ebenso unverrückbar bewiesen, daß mit dem Schwinden dieser Rasse, mit dem Wandel des Schönheitsbildes auf die Leib-Seele-Einheit einer anderen Rasse hin, die Bedeutung aller bisher bedeutsamen Völker zurückgeht, bis sie mit seinem gänzlichen Verlöschen durch Aussterben, Vermischung und Anhäufung krankhafter Erbanlagen aus der Reihe der schöpferischen Völker ausscheiden. Damit zerreißt er den Wahn von der Existenz sogenannter „geistiger Rassen", die von den literatenhaften Nachfahren des in seinem Mangel an biologischem und rassischem Instinkt ewig gestrigen Moeller van den Bruck immer wieder mit durchsichtigen Absichten behauptet wurde. Die Hoffnung auf das Fortleben des deutschen Volkes in Form einer

„geistigen Rasse", die nach Schwinden des diesen „Geist" erzeugenden nordischen Blutsanteils das germanische Wesen übernehmen und fortentwickeln könnte, bedeutet nichts anderes als die Unlogik, die Vererbung von aus der Umwelt erworbenen Eigenschaften in die geschichtliche Ebene zu übernehmen. Denn, was jene Leute unter „geistiger Rasse" verstehen, hat mit Rasse nichts zu tun, sondern ist die nur den Einzelmenschen und sein leiblich-seelisches Erscheinungsbild — niemals aber Erbbild — betreffende Umweltwirkung einer bestimmten politisch-weltanschaulichen Erziehung, vergleichbar einer Dressur in der Tierwelt. Es gibt keinen „an sich" übertragbaren Geist, sondern es gibt nur Leistungen und Handlungen, Gedanken und Wesenszüge, die von Trägern gleicher Erbmasse, aber auch nur von solchen, in späteren Generationen und Jahrhunderten gezeigt, durchdacht und vollbracht werden. Auch der erhabenste und gewaltigste Geist verliert in dem Augenblick seine Ewigkeit, wo der letzte Nachkomme der Rasse gestorben ist, die alle seine Gedanken nachzudenken und seine Taten nachzutun fähig war. In gleicher Weise wird durch den „Nordischen Gedanken" das lockende, von nicht minder unklaren wie gefährlichen Geistern heraufgezauberte Schlagwort von einer erstrebenswerten „deutschen Rasse" als ein unter freundlicher Maske in Sumpf und Untergang führendes Irrlicht entlarvt.

Zur Bildung einer neuen Rasse kann niemals eine Allvermischung führen, sondern immer nur eine Züchtung, d. h. ein Hand in Hand-Gehen von sinnvoll gelenkter Auslese mit einer umsichtig gesteuerten Ausmerze in Richtung auf ein Vorbild, ein bestimmtes Schönheits- und Leistungsinbild hin. Dieses Schönheitsbild aber kann für uns als germanisches Volk nur das des zu höchster Leistung fähigen Menschen nordischer Rasse sein.

Die liberale Zeit wollte als Ziel ihres Daseins eine „Norm", die für sie nichts anderes bedeutete als den „Durchschnitt", befürworten und herausstellen. Dieser Durchschnitt mußte immer in der Mitte des jeweils vorhandenen Menschenmaterials liegen, sank daher ohne wesentliche Hemmung mit dem Niedergang des besseren Endes immer tiefer. Die „Norm" des nordischen Gedankens aber, wie sie Günther in Anlehnung an Lenz und Hildebrand unter Rückgreifen auf ihre indogermanische ursprüngliche Sprachbedeutung verstehen lehrt, bedeutet „so viel wie Richtschnur, Regel, Vorschrift, Vorbild". „Es gibt aber für ein Volk kein ‚Streben' nach dem Durchschnitt. Streben und Spannung des Leibes und der Seele entzündet nur ein Vorbild heldischer Art: das Bild des gesunden, schönen und führenden Menschen."

Als das nordische Auslesevorbild ins Wanken geraten und verwischt worden war, hatte man in der vergangenen Verfallszeit dem deutschen Volk von der einen Seite, hier geführt von dem Paneuropäer Coudenhove-Calergi (Großmutter kretisch, Mutter japanisch), den Juden und Mischling, von der anderen Seite, die auch heute noch hier und dort ihr Wesen treibt, den „russischen Menschen" eines Dostojewsky als Idee aufdrängen wollen. Im Zusammenhang mit dem letzteren Versuch stoßen wir abermals auf den Namen Moeller van den Brucks, um dessen geistige Hinterlassenschaft sich heute alles sammelt, was seinem Wesen nach rassenfeindlich ist, und der in dem instinkt-

losesten aller seiner Bücher, „Das Recht der jungen Völker", mit den Worten „Rußland ist Mutterland, Deutschland war Mutterland" dem Rassenchaos des Ostens das Wort redet, indem er eine Vereinigung mit den „jungen Völkern" Asiens propagiert. Wichtig zu wissen ist für uns, daß dieselben Tendenzen, mit denen heute der Nordische Gedanke unter Führung Günthers zu rechnen und abzurechnen hat, schon gegen einen Gobineau anbrandeten. So schreibt der Gobineau-Biograph Franz Hahne: „Gobineau erklärt es für einen Irrtum, die Slawenrasse als jugendlich, jungfräulich, hoffnungsberechtigt anzusehen", und zitiert dann Gobineau selbst: „Das sind lauter schöne Träume. Die Slawen sind eine der ältesten, verbrauchtesten, meistgemischten entartetsten Familien, die es gibt. Sie waren noch vor den Kelten erschöpft*."

Was als letzte Perspektive hinter den hier nur skizzenhaft angedeuteten Ideenkomplexen steht, hat Günther in einem seiner politischsten Sätze zusammengefaßt: „Zwei Rassen allein sind im gegenwärtigen Zeitalter Bewerber um die Beherrschung der Erde: die vorderasiatische (durch das jüdische Bankkapital und die bolschewistische Werbung unter allen Völkern der Erde) und die nordische (durch das schaffende Kapital der Völker germanischer Sprache)" (Nord. Gedanke, S. 131).

Damit wissen wir genug: hinter allen Schlagworten von „Preußentum", „Vineta", „Sendung des Ostens" und ähnlicher Slawen-Romantik und Asien-Magie steckt nichts anderes als dieselbe bolschewistisch-klerikale Allianz, die, nachdem die Schüsse des Attentäters auf Günther fehlgingen, heute mit geistigen Dum-Dum-Geschossen die rassische Festigung des Germanentums zu sabotieren sucht. Die beste Waffe gegen das alles, was Günther besonders in seinem Kapitel „Mißbrauch und Mißverstehen des Rassegedankens" zusammenfaßt, ist Nüchternheit, Verstandesklarheit und entschlossenes Handeln des einzelnen, verantwortlichen deutschen Menschen, das sich am ersten und entscheidensten auswirken kann am Angelpunkt jeder Rassenpolitik:

Der Zeugung zahlreicher leistungsfähiger, gesunder, gutrassiger Kinder und einer das ermöglichenden verantwortungsbewußten Gattenwahl.

So klingt immer wieder in den verschiedensten Variationen das Leitmotiv des Nordischen Gedankens auf: „Alles ist zu tun, damit die Geburtenzahl der nordischen und nordischeren Menschen in Deutschland sich hebe", oder die an jeden einzelnen gehende Mahnung: Gedenke, daß du ein deutscher Enkel und ein deutscher Ahnherr bist und welche Verantwortung du als solcher hast, als Schleuse des Erbstroms zwischen Vergangenheit und Zukunft, vor den beiden Ewigkeiten des Blutes, der vor dir und der nach dir.

„So zeigen sich die weltgeschichtlichen Hintergründe des Nordischen Gedankens, und diese Hintergründe werden unter den Völkern germanischer Sprache gesehen werden und den Allnordischen Gedanken wecken. Die Nordische Bewegung unter den Deutschen wird diese weltgeschichtlichen Hintergründe — über die noch viel zu sagen wäre — nie aus den Augen verlieren. Darum soll sie, vom häuslichen ausgehend, soweit es ihr möglich

---

* Franz Hahne, Gobineau. Reclam, Leipzig 1924, Seite 45.

ist, den Blick in den Wettbewerb der Großmächte untereinander und in den des Bankkapitals mit dem schaffenden Kapital *forschend* und *schweigend* hineinrichten" (S. 132).

Der Mythus des 20. Jahrhunderts von Blut und Ehre kündigt sich an: „Alle Erwägungen der Gegner gegenüber dem Nordischen Gedanken verraten immer wieder, daß *das Erstmalige* dieses Gedankens auf die meisten Betrachter geradezu verwirrend wirkt. Es bestätigt sich wieder: die meisten Menschen, die einen neuen Gedanken erwägen, suchen ihn in die hergebrachte Zusammenstellung zeitüblicher Gedanken einzuordnen. Hier aber muß einmal mehr gefordert werden: der Gedanke einer Wiedervernordung wird sich kaum irgendwo einordnen lassen; er wird von seinem Ausblick her eine gänzlich neue Ordnung, ein gründliches Umlernen fordern müssen. Es bestätigt sich auch wieder, daß ein neuer Gedanke — und mag er auch so wie der Nordische Gedanke die Einheit und Einigkeit suchen — von denjenigen als Beunruhigung empfunden wird, die sich schon längst an wirklich beunruhigende Spaltungen im Leben ihres Volkes gewöhnt haben, an Unduldsamkeit der Kirchen wie an Hetze der Parteien" (S. 45).

So gilt es, „*der Nordischen Rasse die Umwelt zu schaffen, in welcher sie sich mehren kann*, die Umwelt auch, in welcher sie in Landschaftsbehandlung, Hausbau, Gartenbau, überhaupt in Künsten und Kunstgewerbe wieder einen Ausdruck *ihrer* Seele erkennen kann und die Lebensbedingungen, unter denen *sie* wieder gedeiht" (S. 125/126).

3. Der Einbruch in die Geisteswissenschaft.

> „Die deutsche Artung wird sich durchsetzen müssen schon im Volksschulbesuch und weiter in der ganzen Erziehung und Bildung, bis die Vorlesungsverzeichnisse unserer Hochschulen es zeigen, daß die Wissenschaft vom nordischen Menschen, von seiner Art und Kunst, und seinem Denken, Sinnen und Trachten, der erste Gegenstand der Forschung und des Unterrichts geworden ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch müssen ausdrücken ein deutsches Recht aus nordischem Wesen."
>
> Aus *Günther*, „Ritter, Tod und Teufel", 1. Auflage 1920, S. 151.

Die Umwelt des Menschen ist die von ihm selbst gestaltete Politik und Geschichte, Wissenschaft und Kultur, Wirtschaft und Rechtspflege. Ihre Gestaltung lag bisher weitgehend in der Hand von auf ihre Unberührtheit mit der profanierenden Naturwissenschaft und mit einem „barbarischen" lebensgesetzlichen Denken stolzen Geisteswissenschaftlern. Sie war deshalb *gegenzüchterisch*, d. h. merzte systematisch die zu ihrer Erhaltung allein auf Grund ererbter Gesundheit, Begabung und Wesensart fähigen Einzelmenschen und damit Geschlechter aus, während sie das erblich Kranke, Unfähige und Schlechte großzog und vermehrte. So war der Nordische Gedanke niemals zu verwirklichen und die an unsere Gegenwart gerichtete Schicksalsfrage: Untergang oder Aufstieg, nicht zu lösen, wenn biologisch-züchterisches Denken

nicht in das Herz und Hirn unserer „künstlichen Umwelt" einbrach und die Geisteswissenschaft zum Umdenken oder Abtreten ebenso zwang, wie die Naturwissenschaft zum Blick von Amöben, fossilen Knochen und Chromosomen-Längen auf die vor sich gehende Rassenwandlung, die Bevölkerungspolitik und die Zukunft von Volk, Staat und Gesellschaft. Dem gegenüber aber wurde von geisteswissenschaftlicher Seite, solange das orientalisch-liberalistische Bildungsideal maßgebend blieb, immer wieder entgegengehalten, daß „biologisch" zu denken für sie keine Veranlassung bestehe, sondern daß ihre Logik, auf sich gestellt, höher stehe als alle Naturerkenntnis, und für sie, zugestanden aller Gültigkeit von Natur- und Rassengesetz auf „materialistischem" Gebiet, im Bereich des Idealen nach wie vor vom biologischen Bereich getrennt entstandene und täglich neu entstehende Ideen und Spekulationen gültig wären.

Günther aber, von Haus aus sowohl selbst „Geisteswissenschaftler", als auch bereits selbst zum Hebelpunkt des neuen Zeitalters, dem arischen Lebensüberblick durch seine Beschäftigung mit den Natur- und Erbgesetzen vorgedrungen, brauchte ein solches Klingenkreuzen nicht zu fürchten. Im Gegenteil: er suchte es freudig und behauptete ebenso das Feld, wie vorher in der Naturwissenschaft. Er griff dabei auf einen Denker zurück, der als sein Kronzeuge deshalb besonders eindrucksvoll war, weil ihn bisher die Geisteswissenschaft einseitig in ihrem Sinne beleuchtend ganz für sich beansprucht hatte, während er als letzte große Gestalt, vor der Invasion des Orients entlang den Heerstraßen der christlichen Mission, die von Günther wiedergefundene arische Ganzheitssicht in wohl unerreicht hohem Maße entwickelt hat. Und dieser Denker war Platon.

Es ist ein vernichtender Schlag, den Günther unter Berufung auf diesen Mann führen kann, wenn er in seiner kurzen, aber ungemein eindrucksvollen Schrift „Platon als Hüter des Lebens" schreibt: „Die Philosophieprofessoren haben selten Platons Gedanken über Vererbung und Auslese gewürdigt, sind doch viele von ihnen bewußt oder unbewußt der sophistischen Meinung gewesen, Tüchtigkeit sei lehrbar und erlernbar, haben doch viele von ihnen — mehr als 2000 Jahre nach Platon — gewähnt, die Menschheit lasse sich durch Bildung vervollkommnen. Dieser Wahn scheint gleichsam der Berufswahn vieler Lehrenden zu sein, ein Wahn zugleich, der mit dem edelsten im Wesen des Lehrers zusammenhängt, und dem anscheinend nur Lehrende von der Bedeutung eines Platon, Kant und Schopenhauer nicht verfallen" (S. 67/68), um an anderer Stelle seine Beweisführung, daß der immer wieder gegen die Rassenidee erhobene Vorwurf eines angeblichen Materialismus nichtssagend sei, mit den Sätzen zu krönen: „Die Verkennung der Erbgesundheitspflege als einer ‚tierischen' Bestrebung kann uns nicht irre machen. Platon war es, der dem griechischen Wort „idea" seinen philosophischen Sinn verliehen hat, der mit seiner Lehre überhaupt der Begründer des Idealismus geworden ist, der sich lebenslang bemüht hat, das Wesen der Idee und die Rangordnung der Ideen zu erkennen, der endlich dem Reiche der Ideen eine allbeherrschende Geltung zugesprochen hat — und dieser gleiche Platon mußte als Idealist den Gedanken der Auslese denken" (S. 66).

Es gibt im Kampf um einen wahrhaft nationalsozialistischen Aufbau unseres gesamten Geisteslebens im Sinne einer biologisch-nordisch wirksamen Kultur und Wissenschaft kaum irgendwelche besseren Waffen als die fünf Schriften Günthers: „Platon als Hüter des Lebens", „Rasse und Stil", „Volk und Staat in ihrer Stellung zur Vererbung und Auslese", „Die Verstädterung" und „Frömmigkeit nordischer Artung". „Wir dürfen uns nicht scheuen" — schreibt er in seinem „Volk und Staat" —, „die für viele Gebildeten unserer Tage unangenehm klingende Tatsache auszusprechen, daß für den Menschen grundsätzlich die gleichen Lebensgesetze gelten wie für das Tier. Es ist eine weitere Auswirkung der mittelalterlich-kirchlichen Trennung von Leib und Seele, von Fleisch und Geist, wenn heute gerade manche Gebildeten der Erbgesundheitslehre gegenüber verächtlich von ‚Gestüt' oder ‚Viehzucht' oder ‚Hundezucht' sprechen. Mir hat es nie einleuchten wollen, daß das Tier etwas so Niedriges sein solle, daß man den Menschen in keiner Weise mehr mit ihm vergleichen dürfe. Der Erbgesundheitslehre muß daran gelegen sein, daß in unserem Volke wieder eine Würde alles Lebendigen erkannt werde, denn nur durch ein gewisses Erfassen der großen Gesetze, denen alles Lebendige unterworfen ist, nur hierdurch wird eine Bildung, eine Gesittung (Kultur) geschaffen werden können, die sich darin ausdrücken, daß sie nach den Mitteln zu einer erblichen Steigerung des Menschen suchen" (S. 11). Was hier von der Notwendigkeit einer biologischen Ausrichtung der Gesamtkultur gesagt wird, muß ganz besonders für die Kunst als die Gestalterin des Schönheitsbildes über alle ihre verschiedenen Zweige Geltung haben.

In Günthers „Platon" lesen wir: „Platon hat nicht übersehen, welcher gefährlichen, dem tüchtigen Leben und dessen Erhaltung feindlichen Vorbildsgestaltungen sich die Künste schuldig machen können. Darum gebietet er — der Künstler — eine staatliche Kunstaufsicht über die Kunstschaffenden . . . Vor allem die Tonkunst — bei den Hellenen, wie wir wissen, auch den Tanz und Zweige der Dichtkunst umfassend — soll staatlich beaufsichtigt werden, denn unter den einschmeichelnden Wirkungen, welche ihr hervorzubringen möglich sind, mögen lebenszersetzende Vorbilder menschlichen Verhaltens sich einschleichen. Vor solcher Aufsicht schreckt der Künstler Platon nicht zurück; die Freiheit der Künste muß sich einschränken lassen zugunsten dessen, was höher als alle Kunst, was für Platon die Vorbedingung jeder großen Kunst ist: zugunsten des gesunden, tüchtigen Lebens" (S. 41/42).

Günther aber begnügt sich nicht mit dem bloßen Wiederfinden dieser Ansicht bei Griechenlands größtem Philosophen, sondern weist die engen Beziehungen zwischen Kunst und Rasse selbst in einer eigenen bedeutsamen Untersuchung, „Rasse und Stil" genannt, nach, indem er in anregendster und packendster Weise die Auswirkungen der einzelnen in Europa vertretenen Rassenseelen auf dem Gebiet der Dichtung und Musik, Raum- und Landschaftsgestaltung, bildender Kunst und Ausdruckskunst verfolgt, und dadurch wiederum Männer wie Clauß, Schultze-Naumburg oder Eichenauer zu ausgedehnten Einzeluntersuchungen anregt.

Nicht weniger klar zeigt er die wesentlichen Grundzüge des neuen organisch-biologischen Denkens auf dem Gebiet der Geschichtsbetrachtung. Ein reines Sammeln von Tatsachen und Zahlen aus der Vergangenheit ohne tieferen Einblick in die auch unsere Politik, d. h. unsere Geschichte von morgen letzten Endes gestaltenden Mächte und Kräfte ist sinnlos. Die „Umwelt" und die „Zeit" als das Entscheidende anzusehen, während es tatsächlich Männer und Rassen, überstaatliche Organisationen und erbbedingte Gegebenheiten sind, die die unterschiedliche Fortpflanzung und damit die Zukunft der Völker bestimmen, ist sogar verhängnisvoll. Das stellt Günther mit den Worten fest: „So ist die Gesittung und der Gesittungswandel eines Volkes vor allem Ausdruck der Auseinandersetzung der in diesem Volk vertretenen Rassenseelen unter sich und mit ihrer Umwelt, ja die „Rassenkunde des deutschen Volkes" mußte die Geschichte eines Volkes deuten als die Auseinandersetzung der jeweiligen Rassenanlagen dieses Volkes mit seiner Umwelt. Die Richtung einer Gesittung ist demnach stets abhängig von der in einem Volk herrschenden Rassenseele, von der Rassenseele, welche nach Auseinandersetzung mit den anderen im Volk vertretenen Rassenseelen die Herrschaft gewonnen hat. (Damit hängt es auch zusammen, daß die nordisch-bedingten Gesittungen der einzelnen indogermanischen Völker, also z. B. die indische, die persische, die hellenische, die römische und die einzelnen germanischen Gesittungen — Auseinandersetzungen der nordischen Rassenseele über jeweils verschiedene Rassenseelen entsprechend — untereinander verschieden geworden sind.)" („Der Nordische Gedanke unter den Deutschen", S. 76.) Schon in dem Einführungskapitel zu seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" hat er das Wesen der von ihm begründeten anthropologischen Geschichtsbetrachtung — gegenüber der „spiritualistischen" des Mittelalters und der sog. „materialistischen" der liberalen Zeit seit der französischen Revolution — gekennzeichnet: „Die anthropologische Geschichtsschreibung wird sogar immer noch ‚von Anthropologie und von Geschichte, die sie verbinden will, oft schroff abgelehnt, entstellt durch dilettantische Schwärmer — aber eine ruhige Betrachtung lehrt, daß da ein Keim im Aufgehen ist, der wohl eine große Zukunft haben dürfte'." (Eugen Fischer im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, Leipzig 1923.)

Auch auf diesem Gebiet hat Günther wieder als erster selbst Hand angelegt. Seine „Rassenkunde des hellenischen und römischen Volkes", seine umwälzenden Untersuchungen über die gewaltigen weltgeschichtlichen Auswirkungen der arischen Völker in seinen „Indogermanen Asiens", endlich sein jüngstes Buch über die bisher so heftig umkämpfte Frage der „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" führen nicht nur die neue Arbeitsmethode und Betrachtungsweise praktisch vor, sondern fördern ein so erschöpfendes Tatsachenmaterial zutage, daß die „Siegfried"- oder wohl besser gesagt „Makkabäer"- oder „Petrus"-Stellungen der Gegner im Innersten zu wanken beginnen.

Ziel ist jedoch, die ganze Erziehung von ihrem Zuchtziel des Fürsorgezöglings auf ihre dem gesunden Leben und seiner Vervollkommnung dienende Grundbestimmung zurückzuführen. Ein Bildungs- und Schulungswahn son-

dergleichen hat in dem verstädterten und dadurch seinem Untergang zusteuernden Deutschland Platz gegriffen. Das staatliche Bildungs- und Förderungswesen „kämmt mit einem engen Kamme alle Stände nach Begabten aus", um sie nach scheinbarem „sozialen Aufstieg" durch das herrschende Ein- und Zweikindersystem praktisch zu sterilisieren. Es ist schonungslos in Günthers „Verstädterung", die man jedem Volkswirtschaftler ebenso wie das kurze „Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese" in die Hand drücken möchte, ausgesprochen: „Gerade hierdurch tragen die Staaten des Abendlandes dauernd dazu bei, besonders die unteren Stände dauernd ihrer Begabten zu berauben. Diese Begabten werden gefördert, steigen so in die ‚höheren' Stellungen auf und damit in die kinderärmeren Schichten. Ein begabter Tischler, der in seinem Stande hätte Führer, Anreger, Vorbildgeber werden können, wird ‚entdeckt' und nun einer kunstgewerblichen Schulung zugeführt, die mit einer Prüfung endet und mit einem behördlichen Ausweis zur Anmeldung ‚höherer' Ansprüche. In vielen Fällen wird so aus einem begabten und tüchtigen Tischler ein halbwegs begabter, von seiner ‚Bildung' überzeugter, dabei in seinem menschlichen Wesen entwurzelter ‚Kunstgewerbler', der seinen Ehrgeiz darin sucht, sich vom Handwerker- oder Arbeiterstande seines Vaters abzuheben, eine entsprechend veranlagte Frau nimmt und mit dieser Geburtenverhütung pflegt" (Verstädterung, S. 20/21). Schon im „Nordischen Gedanken" weist er darauf hin, daß unser Gymnasium das Gegenteil von dem darstellt, was es seinem Namen nach vorzuspiegeln trachtet: „Die Nordische Bewegung sucht am meisten nach einer Bildung, welche Auslese in der Richtung auf das Bild des gesunden nordischen Menschen bewirken soll; daher wird der ihr eigenen Bildung manches eigen sein, was den Hellenen in ihren schöpferischen Zeiten die „palaistra", das „gymnasion", vermittelte. Unserem Gymnasium wie allen unseren Bildungsanstalten ist weniger das „gymnasion" Vorbild als der Wissenstrieb des entnordeten, entarteten Hellenentums: das Alexandrinertum, der Hellenismus, das richtungs- und gesinnungslose Vielwissen, unsere ‚Bildung', welche Hebbel und Langbehn so verachtet hatten. Die Bildung der palaistra richtete sich auf den Menschen, auf die Zucht des Menschen. Die Hellenen konnten sich unter einem ‚gebildeten Menschen' nur einen Menschen vorstellen, dessen Leib so wohlgebildet und geübt war wie sein Geist. Als ungebildet galt auch, wer nicht schwimmen konnte, als ungebildet galt vor allem auch, wer den menschlichen Leib nicht auf Schönheit und Gesundheit hin beurteilen konnte" (Nord. Gedanke, S. 121).

Auch die eigentliche „Philologie" muß von lebensgesetzlichem Denken befruchtet werden. Man hatte bisher auf der Schule viel Latein und Griechisch getrieben, aber von der rassischen Verwandtschaft und dem gemeinsamen Rassenschicksal dieser Völker mit uns wenig gehört. Auch das muß anders werden. Vor allem aber sollte unserer Jugend am Bau der altgermanischen Sprachen, an den nun erschlossenen nächsten Quellen unseres heutigen Sprach- und Gedankenaufbaues die „Erkenntnis und Selbsterkenntnis" und ganz besonders „die nordische Rassenseele erschlossen werden, die

sich schöpferisch in diesen indogermanischen Sprachen geoffenbart hat" (Rk. d. d. V., 16. Aufl., S. 494/495).

Aus all diesen Forderungen ergibt sich immer wieder der einzig wahre Sinn aller Erziehung, der schon von Platon als arischem Denker gesetzt und der in der 1000jährigen Epoche orientalisch-vorderasiatischer Geistesherrschaft verloren und zerstört worden war. Die Erziehung „soll den durch Auslese gewonnenen Menschen mit höherwertigen Erbanlagen die Richtung geben, welche dem Ganzen, Volk und Staat, förderlich ist. Auslese allein baut noch nicht den guten Staat. Welches war doch der Sinn der von Platon geforderten ‚Hinterlassung von Kindern und Kindeskindern'? — Daß man sie ‚an seiner Statt zu immer neuen Dienern der Gottheit mache'. Schöner und frömmer zugleich sind Auslese und Erziehung nie wieder miteinander verbunden worden ... Eine solche Erziehung dient selbst wieder der Sonderung von Edlen und Unedlen, wie denn die ganze Gesittung (Kultur) Auslese und Mehrung des Erblich-Hochwertigen schaffen soll. Auslese und Erziehung, so in Wechselwirkung verknüpft, beide dem Bilde des vollkommenen Menschen unterstellt: dies ist der Kern des platonischen Staatsgedankens. Ein solcher Staat und eine solche ihn erfüllende Gesittung würden nicht, wie bisher die meisten Gesittungen, eben ihre besten Erbstämme durch Kinderarmut der tüchtigsten Sippen verzehren, sondern ihren Sinn in der Bewahrung und Mehrung des edlen leiblich-seelischen Erbes erkennen" (Platon als Hüter des Lebens, S. 70/71).

Damit greifen Günthers revolutionierende Gedanken bis in Staatsaufbau und Gesetzgebung über, wie ja überhaupt Gesittung, Wissenschaft und Politik als ineinander verzahnte Teile der gleichen künstlichen Umwelt des Menschen nicht scharf voneinander getrennt werden können und in starker Wechselwirkung aufeinander stehen.

Es gilt — und jede wahrhaft arisch-nordische Gesetzgebung hat das, solange sie echt war, immer gewollt — das hat Günther besonders in seiner „Rassengeschichte der Germanen" belegt —, es gilt, die in der Natur waltenden, gesunden und sinnvollen Gesetze in die Gesetze des Staates, seine Rechtsnormen und Erziehungsgrundsätze, seine politischen Maximen und philosophischen Gedankengänge hineinzunehmen. Das ist die Erkenntnis, die uns nottut. „Nur derjenige Gesetzgeber nämlich vermag — um es mit einem Worte Nietzsches zu sagen — seine Hand auf Jahrhunderte zu drücken wie auf Wachs, der die Richtung der Auslese bestimmt" (Platon als Hüter des Lebens, S. 67). Deshalb verwirft Plato jegliche „künstliche Krankheitszüchtung, wie sie bei Reichen vorkomme. Viele Ärzte und Rechtsanwälte in einer Stadt seien ein schlimmes Zeichen" (Platon, S. 30/31). Und Günther findet hier dieselben Gedanken über eine biologische Staatsgrundlage, wie er sie nach Jakob Grimms Überlieferung in seiner „Rassengeschichte der Germanen" auch bei unseren direkten Vorfahren verfolgen kann: „Man hielt es für unrecht, mißgestaltete, krüppelhafte, schwächliche Kinder oder solche aufzuziehen, die kein vorwurfsloses, freies Leben führen durften" (S. 146). Das Gegenteil dieses züchterischen Denkens durchherrscht Tradition und Staat der Systemzeit. Wirtschaft und Recht haben einer Krankheitszüchtung ebenso

planmäßig Vorschub geleistet wie die theoretischen Wegbereiter ihrer Praktiken in Gestalt der „öffentlichen Meinung“ und der „Weisheitslehre“ einer verstädterten Zeit.

So steht als Entscheidung hinter allen Einzeltatsachen die Frage nach der Umgestaltung der Weltanschauung, die alle Prinzipien und Handlungen, Gedanken und deren Ausführung im Organismus eines Staatsvolkes an der Skala des ihr zugrundeliegenden Wertmaßstabes mißt.

Wer Günther bis hierher gefolgt ist, kann nicht anders, als mit ihm eine Weltanschauung fordern, die die drohende Verstädterung, die dem Untergang gleichbedeutend ist, zu überwinden und ein „Freisassentum und wuchshaftes Tagwerk“ heraufzuführen imstande ist, denn auf ihnen allein vermag sich ein Staat germanischer Prägung zu gründen. „An uns Städtern ist es, dies in letzter Stunde einzusehen. So verstehen sich auch die Worte Hitlers: ‚Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird untergehen, wie die Reiche der Hohenstaufen und Hohenzollern untergegangen sind‘.“ („Verstädterung“, S. 48.)

Deshalb mahnt Günther die Geisteswissenschaft, anzuknüpfen an die Gedanken von Nietzsche und Hebbel und sich loszumachen von einem sog. „deutschen Idealismus“, der in seinen mit Wahnvorstellungen gespickten Spekulationen nichts anderes als den Untergang des Abendlandes nach sich ziehen kann. „Von Hebbel und Nietzsche weist ein Weg in die Zukunft, ein Weg des Geisteslebens, dem in den biologischen Wissenschaften ein Weg von Darwin über Galton und Mendel hinaus entspricht“ („Nord. Gedanke“, S. 17). Dagegen: „Es ist bedauerlich und ein immer noch fortwirkender Schaden für die deutsche Geistesentwicklung und vor allem für die deutsche Staatsentwicklung, daß diejenigen philosophischen Lehren, die als „Deutscher Idealismus“ zusammengefaßt werden, im ganzen — jedoch mit Ausnahme der darwinistischen Auffassung Kants! — auch einem lamarckistischen Denken entsprechen, wie ja leider dieser „Deutsche Idealismus“ auch gerne den Geist trennend abgehoben hat vom minderbewerteten Leib, und wie leider dieser „Deutsche Idealismus“ sich gerne in Vorstellungen einer sehr weiten Bildbarkeit aller Menschen erging. Der „Deutsche Idealismus“ ist damit eher eine Art Geistesphilosophie geblieben, als daß er sich zu einer Lebensphilosophie erweitert hätte“ (Volk und Staat, Seite 22/23).

Schiller hätte der Anfang eines neuen Weges sein können, „nur eben, daß Schiller zufolge seiner abendländischen Schulung noch immer vom Geist der mittelalterlichen Kirche und dessen außerkirchlichen Nachwirkungen so weit überschattet war, daß er das hellenische Gleichgewicht zwischen Leib und Seele nicht ganz wieder gewinnen konnte“ (Platon, S. 39). Für den Germanen jedoch und Hellenen, d. h. für jeden in Freiheit, d. h. den Gesetzen seiner nordischen Art entsprechend lebenden Arier „gab es nichts Seelisches, was nicht den Leib anging, nichts Leibliches, was nicht die Seele anging. Das ist der Geist der nordischen Rasse. Die mittelalterliche Kirche hatte dem Abendlande unter Drohungen eingeprägt, der Leib gehöre zum Bereich des Sündigen. Das ist Geist der vorderasiatischen Rasse“ (Platon, S. 39). Für uns ist das Schöne und Gute erst dann verwirklicht, „wenn es verleiblicht

vor Augen steht. Dieser blühende Gedanke erfüllt den hellenischen Begriff der Kalok'agathia, der Schön-Gutheit, und darum ist die Kalok'agathia nicht allein ein Gedanke des einzelmenschlichen Verhaltens, sondern weit mehr: ein Zuchtgedanke. Nur Auslese, Zuchtwahl, kann es je ermöglichen, daß das Schöne und Gute verleiblicht werde" (Platon, S. 46).

Und damit ist von Günther die letzte entscheidende Frage an der deutschen Wegscheide zwischen Tod und Leben gestellt.

4. Frömmigkeit nordischer Artung.

> „Wieviel oder wie wenig Schritte unser Luther in den Lehrsätzen über den römischen Glauben hinaus getan hat und wieviel darum „geglaubt" werden muß, um kirchlich gültig zu sein, das ist uns abgelegte, geschichtlich abgetragene Gewandung und keine Beseelung mehr: Die Gesinnung Luthers, den Mut, mit aller Gegenwart um der Zukunft willen zu brechen, den suchen wir."
> Aus Günther, „Ritter, Tod und Teufel", 1. Auflage. S. 115.

Mit einem mitreißenden, spontanen Aufruf zu einem Umdenken der gesamten Zeitvorstellungen von Gut und Böse, der gesamten „Weltanschauung" des 19. Jahrhunderts, deren Anfänge aber in die Zeit der Germanen-Mission zurückreichten, hatte der junge unbekannte Hans Günther seinen Kampf gegen den Untergang des Abendlandes in Rassenchaos, Entartung und resigniertem Aufgehen in irgendeinem Asiatismus oder Afrikanismus begonnen; mit dem von überlegenem Wissen getragenen Hinweis auf das Bestehen einer eigenen, artgebundenen nordischen Frömmigkeit, auf Grund deren die indogermanischen Völker ihre gewaltige weltgeschichtliche Leistungskraft erwarben, klingen seine letzten entscheidenden Bücher aus.

Die „Frömmigkeit nordischer Artung" umreißt diese tiefe, zu den höchsten Geistesblüten der Menschheit gehörende Religiosität mit ihrer Weltgeborgenheit und Diesseitsfrömmigkeit, ihrem Heimatgefühl und ihrem Adelsstreben, ihrer Dogmenlosigkeit und Gottesunmittelbarkeit, ihrer Leibeszucht und Sünden- wie Erlösungsfremdheit, und vor allem ihrer Verbundenheit mit den ewigen Naturgesetzen in Sitte und Gesetz, Gedanken und Haltung.

Die Schlußkapitel der „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" zeigen die Zerstörung von all dem durch das mittelalterliche Christentum mit den Auswirkungen bis in die jüngste Vergangenheit und Gegenwart.

Schon im „Nordischen Gedanken" hatte er nach einem Gottesglauben gesucht, „der Leib und Sinne nicht als etwas zur Sünde Lockendes erkennt — das ist morgenländischer Geist —, sondern Leib und Seele adelt als die volle Hälfte eines leiblich-seelischen Wesens, welchem Steigerung von Geschlecht zu Geschlecht aufgegeben ist zur Verleiblichung göttlichen Geistes in dieser Welt" (Nord. Gedanke, S. 121). Bei Platon, dem letzten indogermanischen Geistesheroen vor dem Ans-Kreuz-Geschlagenwerden des Abendlandes hatte er es gefunden: „Der Hellene empfand sich als Mensch, der Werte

schaffen solle in einer göttlichen Natur; die mittelalterliche Kirche lehrte, der Mensch könne Werte schaffen nur gegen eine Natur, welche ihr als ungöttlich, niedrig, zur Sünde ziehend, erschien. Heilig war der mittelalterlichen Kirche, wer die Natur abschwur; edel erschien dem Hellenen, wem Natur der Schauplatz und der Aufruf zum Schönen und Guten war" (Platon als Hüter des Lebens, S. 55), um dann dasselbe Denken überall dort — wenn auch heute nur noch unter Trümmern — wieder aufzuspüren, wo einst nordisches Wesen herrschend gewesen war, im arischen Indien sowohl als bei den Persern eines Spitama Zarathustra, bei den Griechen von Homer bis Platon, bei dem frühen Rom und endlich im Island und Norwegen der Sagazeit ebenso wie bei den Germanen des deutschen Raumes vor der Zeit Karls des Franken. Und dann spürt er es wieder bei den großen, von der orientalisch-römischen Kirche als Ketzer verschrienen Denkern: bei Meister Eckehart, der es ihm schon in seinem ersten Jugenddrama angetan, und bei seinem Vorfahren Kepler wie dessen Kampfgenossen Galilei und Kopernikus, und dann weiter im Leben und Testament des großen preußischen Friedrich, bei Goethe und Hebbel und dem „Antichristen" Nietzsche, dessen sehnsuchtsvoller Aufruf zu einem neuen Adel, zu dem der Weg über den „Garten der Ehe" führt, nach dem Ruf der Erde, der wir treu bleiben und dem Kinderland, das wir lieben sollen, ja nichts anderes ist als der Ruf nach dem durch Rom und seine Vasallen zerstörten Midgard, in dem das Edle und Starke nach Vollkommenheit strebte, während das Elende und Kranke starb, ehe es sich zum Bewußtsein seiner selbst und zur Plage für die Menschheit entfalten konnte.

„Das weiträumige Denken der Indogermanen begreift die Welt und in ihr alles göttliche Walten und alles tüchtige Menschenleben als den großen Zusammenhang einer göttlichen Ordnung: einer Ordnung, die bei den Indern als rita erscheint, über die Mitra und Waruna wachen, ‚die Hüter des rita', bei den Persern als ascha oder urto (Heil, Recht, Ordnung), bei den Hellenen als kosmos, bei den Italikern als ratio, bei den Germanen als Midgard" („Frömmigkeit nordischer Artung", S. 27/28). „Familie, Stamm, Staat, Gottesdienst und Recht, Jahreslauf und Feste, Sitten, Geistesleben, Ackerflur, Haus und Hof; alles bezogen auf eine Weltordnung, und in dieser Ordnung lebt der Mensch als Glied einer Sippe, die fortdauert in einer Ordnung der Zeugungen, die bei den Hellenen als der Hestiagedanke erscheint, bei allen Indogermanen versinnbildlicht wird durch die Verehrung des heiligen Herdfeuers. Innerhalb der umfassenden Weltordnung also diese göttliche Ordnung der Zeugungen zur Bewahrung des Rassenerbes, des gottgegebenen Rassenerbes, in den ausgelesenen Geschlechtern: so wird Rassenpflege unmittelbar eine Folge und Forderung aus dem Ganzen der Weltordnung und eine unmittelbare Äußerung des indogermanisch-frommen Gemüts."

Noch im indischen „Gesetzbuche des Manu" (X, 61) ist die Vorstellung der Zeugungsordnung bewahrt: „‚Das Königreich, in dem ungeordnete Zeugungen vorkommen, geht mit seinen Einwohnern rasch zugrunde.' — Daher die indogermanische Heiligung des Geschlechtslebens, die Ehrung der Hausherrin als Hüterin des Rassenerbes; daher die Ahnenver-

ehrung, die Verehrung der divi parentes; daher mußte sich indogermanische Frömmigkeit in menschlicher Zuchtwahl ausdrücken, in der sorgsamen Gattenwahl, in einer eugéneia, in dem Streben der Geschlechter nach Wohlgeborenheit" („Frömmigkeit nordischer Artung", S. 28/29).

Das alles paßte nicht zu den aus anderem Rassengeist geborenen Vorstellungen der christlichen Sendboten von der Erde als „Jammertal", einem „Jenseits" als eigentlicher Heimat, der Frau als dem „Gefäß der Sünde", der Ehelosigkeit als dem besseren Teil gegenüber der Ehe. Und so mußte, als sich der weltliche Arm eines Karl I. und seiner Nachfolger aus politischen Zweckmäßigkeitserwägungen der Unduldsamkeit und „heiligen Raserei" der Streitbaren Kirche zur Verfügung stellte, Midgard und das dieses Midgard als Ziel seiner Frömmigkeit aus innerster ererbter Seelenhaltung heraus wollende Menschentum „daran glauben" — in zwiefacher Bedeutung.

Günther bringt uns das Ringen zwischen beiden Welten immer wieder nahe:

„Es fällt uns deshalb so schwer, die Größe der indogermanischen Frömmigkeit zu begreifen, weil wir gewohnt sind, Frömmigkeit zu messen an Werten und Ausdrucksformen, die wesentlich unindogermanisch sind. Die meisten unserer Maßstäbe für Frömmigkeit sind ausgesprochen nichtindogermanischem Glaubensleben entnommen, vor allem morgenländischem Glaubensleben und besonders dem Christentum in mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Prägung. Darunter muß unsere Einschätzung indogermanischer Frömmigkeit etwa so leiden, wie wenn wir versuchen würden, den Sprachbau der indogermanischen Sprachen nach denjenigen Gesichtspunkten zu klären, die sich für die Sprachlehre des Semitischen als richtig erwiesen haben. Wir sind gewohnt, nur in einer Jenseitsfrömmigkeit wahre Frömmigkeit zu suchen und in einer Diesseitsfrömmigkeit — wenn wir das Wesen einer solchen überhaupt zu begreifen wissen — etwas Mangelhaftes und Unentwickeltes oder nur eine Vorstufe zu etwas Wertvollerem zu erblicken. So hindern uns die uns übermittelten jüdisch-christlichen Glaubensvorstellungen daran, die Größe indogermanischer Frömmigkeit zu erkennen, und das geht so weit, daß auch in dem Schrifttum der vergleichenden Religionswissenschaft immer wieder indogermanische Glaubenswerte ‚rein wissenschaftlich' als Glaubenswerte geringerer Bedeutung dargestellt werden, nachdem die Darsteller sich am Beispiel, mehr noch: am Vorbild morgenländischer seelischer Werte einen Maßstab für jeglichen Glaubenswert zurecht gemacht haben. So aber wird die Größe und Fülle der indogermanischen Welt nie erkannt werden" („Frömmigkeit nordischer Artung", S. 16/17).

Und dann stellt er an Hand des von ihm aufgestellten Maßstabes, des Bestehens vor dem eigenen gesunden Leben jeder Rasse fest: „Tatsächlich sind die Indogermanen ‚Weltkinder' in dem Sinne, daß ‚diese' Welt schon den ganzen Reichtum ihrer verehrenden und vertrauenden Hingebung an das Göttliche entfalten kann. Eine verehrende Durchdringung aller Dinge der Umwelt und des Menschenlebens durch ein alles umfassendes hochsinniges Gemüt: von solchen Regungen geht immer wieder indogermanische Frömmigkeit aus in Weite, Tiefe und Höhe" („Frömmigkeit nordischer Artung", S. 26), und klärt die

von jedem Priester gestellte Frage nach der Erlösungsbedürftigkeit mit den Worten: „Um den Tod des Einzelnen hat indogermanische Frömmigkeit nie Kreise gezogen: die Weltordnung war zeitlos — auch durch Untergänge ganzer Zeitalter und ganzer durch Schuld zerrütteter Erden hindurch; es sollte nicht einen Weltuntergang geben oder den Anbruch eines alle Dinge verwandelnden ‚Reiches Gottes', zu dessen Verwirklichung und Herbeirufung die Menschen heute schon Weltabkehr zu üben und ihre ‚letzte Stunde' zu bedenken hätten.

Solange durch den Kampf der Menschen auf Seiten ihres Gottes gegen die widergöttlichen Mächte die sinnvolle Ordnung erhalten wird, ist dem Indogermanen der Gedanke einer Erlösung unfaßbar. Erlösung von welchem Übel und zu welchem anderen Leben? — Midgard war kein Übel, Utgard galt es wirkend und kämpfend abzuwehren, und ein besseres Leben als das Leben der Gottesfreundschaft und der Selbstbehauptung in der sinnvollen Ordnung konnte es nicht geben. Erlösung also wovon und wozu? — Für indogermanische Frömmigkeit blieb ein Erlösungsgedanke ohne Sinn" („Frömmigkeit nordischer Artung", S. 32/33).

Damit sind die Gegensätze, die nicht durch Kompromisse, sondern nur durch reinliche Scheidung gelöst werden können, aufgezeigt: für jedes germanische Volk gibt es nur eine endgültige Erlösung: das ist das Erwachen zum ihm eingeborenen Gesetz des Lebens. Der letzte, aber zugleich tiefgreifendste und entscheidendste Programmpunkt des nordischen Gedankens, von dessen Erfüllung das Gelingen des übrigen Programms abhängt, ist damit gestellt.

Die Schriften Hans F. K. Günthers.

(Nach dem Jahre des Erscheinens geordnet.)

1914. Doktor-Arbeit: „Zur Herkunft des Volksbuches von Fortunatus und seinen Söhnen." Freiburg i. Br. Hammerschlag und Kohle.

1920. Hans Baldenwegs Aufbruch. Ein deutsches Spiel in vier Auftritten. Lehmanns Verlag, München.

1920. Ritter, Tod und Teufel. Der Heldische Gedanke. Lehmanns Verlag, München. 4. Aufl. 1935.

1922. Rassenkunde des deutschen Volkes. Lehmanns Verlag, München. 1. Aufl. Dezember ds. Js. 2. Aufl., Juni 1923 3. Aufl., Herbst 1924 6. Aufl., Herbst 1925 9. Aufl., Dezember 1927 12. Aufl., Frühling 1930 14. Aufl., Sommer 1933 16. Aufl. 1935: 85.—91. Tausend.

1924. Rassenkunde Europas. Lehmanns Verlag, München. 1934: 9.—12. Tausend. Übersetzung ins Schwedische und Englische.

1925. Der Nordische Gedanke unter den Deutschen. Lehmanns Verlag, München.

1925. Lieder vom Verhängnis. Gedichte, meist aus der Vorkriegszeit. Jungdeutscher Verlag, Cassel.

1926. Adel und Rasse. Lehmanns Verlag, München. 2. Aufl. 1927.

1926. Rasse und Stil. Lehmanns Verlag, München. 1933: 6.—8. Tausend.

1927. Zusammen mit Prof. Eugen Fischer: Deutsche Köpfe nordischer Rasse. Lehmanns Verlag, München. 1933: 9. und 10. Tausend.

1928. Platon als Hüter des Lebens. Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart. Lehmanns Verlag, München.

1928. Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. Lehmanns Verlag, München.

1929. Rassenkunde des jüdischen Volkes. Lehmanns Verlag, München. 1933: 5. bis 7. Tausend.

1929. Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes (Volksgünther). 1935: 131.—145. Tsd.

1933. Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese. Lehmanns Verlag, München.

1933. Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. Lehmanns Verlag, München.

1934. Die Verstädterung. Verlag B. G. Teubner, Berlin-Leipzig.

1934. Frömmigkeit nordischer Artung. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

1935. Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. Lehmanns Verlag, München. 5.—7. Tausend.